NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 06934720 5

[illegible]

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Deutsche in Paris.

11833

Der

G.9144-13

Deutſche in Paris.

Herausgegeben

vom

Verfaſſer des Deutſchen Studenten.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Zweites Bändchen.

Altona, 1838.
Verlag von J. F. Hammerich.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
472181
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1909

Inhalt.

Seite.

XI.

Eine Omnibusreiſe. Barrière du Trône. Vincennes. Staatsgefangene. Mirabeau. Duc d'Enghien. Schloß und Feſt in Vincennes. Verkäufer, Charlatane, Künſtler u. ſ. w. 1

XII.

Die Jagd in Frankreich. Eröffnung derſelben am erſten September. Parforcejagden. — Helena. . . . 29

XIII.

Saisons in Paris. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Das Ceremoniell. Une soirée dansante. Geſellſchaften anderer Art und verſchiedener Claſſen. 54

XIV.

Frankreich und England. Das Marsfeld. Wettrennen. Le Combat. Montfaucon. 79

XV.

Helena. Herrmann. Madame Otran. Die Pariſerinnen: Erziehung, Character. — Tivoli. 105

Seite.

XVI.

Religion, Zukunft, Selbſtmord. — Die Gobelins. . . 134

XVII.

Zudrang der Fremden, beſonders der Deutſchen, nach Paris. Palais royal. Dîner. Café. Théatre du Palais royal. Unternehmungen auf Actien. Cave aux aveugles und au Sauvage. 160

XVIII.

Der Winter in Paris. Herrmann. Helena. Madame Otran. Asphyxie. Die Conciergerie. Hospital la Pitié. La Morgue. 188

XI.

Eine Omnibusreiſe. Barrière du Trône. Vincennes. Staatsgefangene. Mirabeau. Duc d'Enghien. Schloß und Feſt in Vincennes. Verkäufer, Charlatane, Künſtler u. ſ. w.

Wer war zur Sommerszeit in Paris und kennt nicht die fête de Vincennes? Ich frage nicht Euch, Herren und Damen, die Ihr Equipagen habt, Soirées gebt, Prinzen und Miniſter empfangt; nicht Euch, junge Herrchen in gelben Handſchuhen, in Kleidern von Staub oder Humann, in Stiefeln von Sakosky — drei Menſchenkünſtler, die, wie ihre Namen darthun, nicht der franzöſiſchen Nation angehören. — Ihr kennt nur Paris, die boulevards Italien, de Gand und das bois de Boulogne, denn das von Vincennes iſt Euch zu entlegen und zu öde, und auch Euch nicht, Ihr duftenden Dämchen, die jenen Herrchen folgen, denn wie würdet Ihr Euch nach dem fête de Vincennes verlieren? Fi donc! Bleibt in Euren Kreiſen, auf den Boulevards, im Tuileriengarten, in Theater, Concerten und auf Bällen, Ihr hättet das freilich auch auf der fête von Vincennes, aber —

Laßt dieſes Feſt ſeinem Publikum, bleibt in Euren Regionen, nach Vincennes zieht, was ſich amüſiren will und Ihr wollt Euch nur ennugiren. Euch frage ich, bourgeoisie von Paris, Euch, Eure Weiber und Kinder, Euch, Arbeiter und Künſtler, Soldaten und Studenten, Euch Alle, die Ihr den Sontag feiert und die beiden letzten im Monat Auguſt in und um Vincennes feiert, denn an dieſen beiden Tagen iſt das berühmte Feſt in dem Dorfe Vincennes, berühmter als die in St. Cloud, Meudon, Sceaux, u. ſ. f. berühmter und beſuchter als die übrigen alle, die nahe und fern von Paris begangen werden.

Der liebe Got hat mir keinen großen Gefallen erzeigt, daß er nach ſechs Tagen Arbeit am ſiebenten ruhte, er hatte zwar eine ziemliche Wochenarbeit vollbracht, aber mir wäre es lieber, wenn er nicht geruht, ſondern fortgeſchaffen hätte, es wäre noch Viel zu ſchaffen, ich vermiſſe noch Vieles und dann wären wir doch der leidigen Sonntage quitt. „Du ſollſt den Feiertag heiligen,“ das iſt leicht geſagt, wie aber? Soll ich in Paris eine katholiſche Meſſe beſuchen, eine franzöſiſche Predigt hören? Meine Herrn, ich bin proteſtantiſch-evangeliſcher Chriſt, habe unter andern drei lange Jahre Theologie ſtudirt, habe ſelbſt gepredigt, ich will meinem Glauben treu bleiben, in dem mich ein würdiger Dorfſchullehrer unterwieſen hat, der

zugleich Vorſänger in der Kirche, Vorſchneider bei Hochzeiten und Taufen, Glöckner, Gemeindeſecretair, Bauer, Almoſenpfleger und Vogelſteller war, und will auch nicht Sachen hören, die ich längſt kenne. Wie nun ſoll ich den Sonntag heiligen? Durch Nichtsthun? Leider habe ich der Tage ſchon zu viel, an denen das geſchieht. Durch Singen und Beten? Ich ſinge ſehr ſchlecht und würde bei dergleichen Uebungen, zumal wenn ſie einen ganzen Tag anhielten, bald meine Penſion verlaſſen müſſen; beten kann ich auch nicht den ganzen Tag. Wenn ich alſo nicht in die Kirche gehe, nicht ſinge, nicht bete, nicht arbeite, Himmel, was ſoll ich dann noch machen, um den Feiertag zu heiligen? Der Sonntag iſt mir der langweiligſte verhaßteſte Tag, werde ich einmal König, oder Präſident von Deutſchland, ſo ſchaffe ich im erſten Decrete die Sonntage ab und verlängere dagegen die blauen Montage. Aber ſie exiſtiren einmal, man muß ſie verleben. Ihr habt gut reden, die Ihr die Taſchen voll Geld, oder infiniten Credit habt, Ihr die Ihr verheirathet ſeid, Geſellſchaften gebt und beſucht, aber ich, verlaſſen von aller Welt, ohne Frau, ohne legitime Kinder, ohne Rang und Stand, und was mehr ſagen will, ohne Geld, ohne Credit! Geht das Ding ſo fort, ſo erlebe ich nicht viele Sonntage mehr, keinenfalls ſo viele, als ich ſchon hinter mir habe: an einem ſchönen Sonntagmorgen ſoll meine

ſchöne Seele von dannen fliegen, wohin? — Von dem nächſten Gelde kaufe ich mir Pulver, Piſtolen und Kugeln beſitze ich; oder ſoll ich mich von der Vendômeſäule ſtürzen, das wäre faſt nobler, es iſt neu, in der Mode, das Erſchießen ſo gemein, ſo veraltet! Oder mit Kohlen mich erſticken, ſanft in jene elyſäiſchen Gefilde, in denen weder Gläubiger, noch Hunger und Durſt mahnen, hinüberſchlummern? In drei Monaten wird ſich die Sache entſchieden haben; Ihr, malitiöſe Manichäer, leſt dieſe Zeilen zu ſpät, ſonſt ließet ihr mich ſicherlich vorher noch einſetzen.

Es war Sonntag, der letzte im Auguſtmonat, das letzte und glänzendſte Feſt in Vincennes. Alle meine Bekannten waren fortgezogen, die ganze Pension bourgeoise ausgeflogen, ich blieb allein im großen, baufälligen Gebäude, allein mit der alten Köchin, mit Katzen, mit dem Papagey, der verdrießlichen Portiere, allein mit meinem Mißmuthe, mit der gräßlichſten Langeweile. Hätte ich Pulver gehabt! Ich konnte nicht rauchen, der Tabak ſchmeckte nicht, die Pfeifen waren verſtopft, denn die Civiliſation liegt in Paris ſo ſehr darnieder, daß man um alles Geld keine Pfeifenreinigungsapparate, keine Binſen bekommen kann; ich konnte nicht ſchlafen, denn ich hatte mich erſt nach zehn Uhr erhoben; arbeiten ebenfalls nicht, ich verſpürte durchaus keine Luſt dazu und dann war ja

heute auch Sonntag! Ich hätte Paris an allen vier Ecken anzünden, die Säuglinge und Unmündigen in die Flammen werfen und mich an dem allgemeinen Jammer weiden mögen. Langeweile, Mißmuth, Aerger und Zorn machen zu Allem fähig.

Es ſchlug drei Uhr. Länger halte ich es nicht aus, fort, gleichviel wohin. Aber ohne Geld? unter fremde, ſchlechtgeſinnte Menſchen, die nicht creditiren. Wäre nur die Madame zu Hauſe, die borgte vielleicht noch einige pièces de cent sous zu der großen Rechnung. Die Köchin? Das alte Ungeheuer hat ſelbſt nichts, ſie wendet jeden Sous an ihren Galan, der ſie auszieht und verhöhnt. Halt, glücklicher Einfall! die Portière: ich ſchulde ihr nur wenig Leſegebühren, ich ſtehe bei ihr gut, es gilt einen Verſuch. „Bon jour Madame Sudre, comment va la santé, toujours si seule, mon dieu, comme c'est ennuyant!“ Jetzt hörte ich Klagen und Schimpfen, mein Mißmuth ſchwand vor dem größern der würdigen Frau. Ich näherte meinen Stuhl der Eifernden, faßte ihre Hand, tröſtete und verwies auf mein Beiſpiel. „Warum ich denn zu Hauſe bliebe und nicht ausginge bei dem ſchönen Wetter, am Sonntage, wo alle Welt die Stadt verlaſſe; überall ſei heute Muſik und Tanz, Mädchen in Fülle — parbleu c'est aujourd'hui la fête de Vincennes, c'est le dernier jour!“ „Warum,

würdige Frau? Ich erwarte einen **Garçon de caisse**, der mir Geld bringt, ſchon ſeit früh harre ich des Saumſeligen.“ Geld das iſt Wohlklang für franzöſiſche Ohren, beſonders für die einer **Portière**. Das Wort Geld machte ſie freundlicher, ich wurde zutraulicher und bat, ſie möchte, falls der Geldmann noch käme, die Summe an ſich nehmen. Welches Zutrauen! Ich ließ ſogar einen Schein zurück und bat dann um — zehn Franken, denn ich hatte in Erwartung der heutigen Hülfstruppen meine letzte Reſerve geſtern ausgegeben. Die Dame erhob ſich etwas langſam, ging zur Commode, ſchloß auf, überlegte, zögerte — ein guter Geiſt kam über ſie, ſie raſſelte im Sparſchatze und brachte mir zwei glänzende, nagelneue **Louis Philippe's** von 1835.

Nach zwei Minuten lag die **Pension** mit ihren Schrecken hinter mir; meine Wirthſchaft war beſtellt, die **Portière** erwartete ja den **garçon de caisse**! Neben der großen Weinhalle, **halle aux vins, entrepôt de vins**, vorbei trabte ich über den **pont d'Austerlitz**, wechſelte für den Uebergang einen meiner Monarchen und eilte mit vieler kleinen Münze dem Baſtilleplatz und den dort paſſirenden Omnibus zu. Der Platz war mit Menſchen und **Coucous** bedeckt, Alles zog gen die **rue St. Antoine**. Bald kam der erwartete gelbe Kaſten, ich winkte dem oben thronenden Kutſcher, er ſchüttelte mit dem Kopfe;

ich ſprang zu dem hinten ſtationirten Conducteur: complet, Monsieur! So wird es heute immer heißen, ich gehe als lapin mit. „He, Conducteur, nehmt mich hinten auf, ich bleibe draußen auf dem Tritte!“ Der menſchenfreundliche Mann trat auf die Seite, ich ſprang im Fahren auf den Tritt und überſah das Innere der Arche. Statt fünfzehn Perſonen, die der Kaſten faſſen kann, hatten ſich neunzehn eingedrängt, Kinder und Erwachſene ſaßen als blinde Paſſagiere auf dem Schooße Anderer. Da konnte ich das Vergnügen haben bis an das Ende des Curſes, bis an die Barriere du Trône, ſtehn zu müſſen, denn die Inſitzenden wollten gewiß alle nach Vincennes. — Wir bogen in die Rue St. Antoine ein, links liegt das Haus, in welchem Pepin lebte, Fieschi und Morey empfing und mit ihnen die machine infernale erdachte. In dieſer Straße, die meiſt von Arbeitern, Krämern und kleinern Fabrikanten bewohnt iſt, ging es in den drei Tagen der Julirevolution heiß her: Cuiraſſiere chargirten auf die hier zuſammen geſtrömten Maſſen, trieben ihre Roſſe in die Haufen, ſäbelten und ritten nieder; aber die Arbeiter hatten nervige Arme, die Panzer konnten die Reiter nicht ſchützen, ihre Waffen, ihre Manoeuvres ihnen den Sieg nicht ſichern. Aus Fenſtern, von den Dächern hagelten Steine, Töpfe, Meubles und Kugeln auf ſie herab, in den engern Nebenſtraßen hatte

das rüſtige Volk ſich poſtirt: Tapferkeit focht gegen Tapferkeit. Das Terrain und die Ueberzahl entſchieden, die Cuiraſſiere jagten zurück, um die Hälfte ſchwächer, als ſie gekommen. Die Fliehenden wurden von der jubelnden Menge verfolgt, noch viele von ihnen getödtet und verwundet, ehe ſie den ſicherern Baſtillenplatz erreichten.

Auch mir hatte das gütige Geſchick einen ſicherern Platz, als den miſerabeln Einſteigetritt beſchieden, in der Mitte der Antoineſtraße ſtieg ein wohlgenährtes Pärchen aus und ließ zwei große, leere Plätze zurück. Ich eilte einen davon zu erhaſchen, kam aber zu ſpät, der Präſident hatte den einen, ein Schooßreiſender den andern vor mir vindicirt. Stolz durchſchritt ich die Länge des Wagens und nahm den eben verlaſſenen Präſidentenſitz ein, ein ſchlechter Platz, am Ende zwiſchen den beiden Seitenbänken, auf einer Pritſche. Man überſieht zwar die ganze Geſellſchaft, die ſich je ſieben auf den Seitenſitzen poſtirt hat, ſitzt erhabener, aber unbequemer, jedem Stoße ausgeſetzt, in ſteter Balance, genirt durch die Piedeſtale der Nachbarn und durch den Sitz des Kutſchers, der, über dem Hauſe des Präſidenten befindlich, dieſen zwingt mit entblöstem Haupte zu reiſen.

Das Innere eines Omnibus iſt eine Welt im Kleinen, ſteter Wechſel, Gehen und Kommen, fremde Geſichter, denn weſſen Bekanntſchaft wäre in Paris ſo aus=

gedehnt, daß er in jedem Omnibus Bekannte träfe? — Alle Stände, alle Geſchlechter drängen ſich in den engen Raum und ſtrömen hinaus, wenn der Conducteur die Schnur gezogen, welche an den Zügeln des Kutſchers befeſtigt über die obere Decke des Fuhrwerks läuft. Viele ſchon haben ſich verſucht eine „Reiſe im Omnibus" zu beſchreiben, ich will die Zahl der mißlungenen Verſuche nicht vermehren, ich fahre beſcheiden im Omnibus, wenn ich die nöthigen Sous habe und überlaſſe größern Geiſtern die ſchwierige Arbeit. Ich liebe die Omnibus, mehr als Fiaker und Cabriolet, mehr als der Reiche ſeine Equipage: ſie ſind „für Alle," wie der Name ſagt, eine treffliche Einrichtung für große Städte. Wie ungenirt bin ich im funfzehnſitzigen Omnibus, ich kümmere mich um Keinen, bin nicht gezwungen eine Converſation par force anzuknüpfen. Steige ich ein, ſo faſſe ich in der Regel, denn ich bin in der Regel ſehr artig, an den Huth, daſſelbe thue ich, doch weniger oft, als beim Ein-, beim Ausſteigen. Einer Dame trete ich den beſſern Platz ab, dulde nie, daß ſie auf dem Präſidentenſitze reitet, eine Dame muß, wenn ſie reitet, einen Querſattel haben, denn nicht alle tragen Pantalons. Ich gehe noch weiter, ich reiche das Geld der entfernt Sitzenden dem Conducteur, ich empfange von dieſem, wenn er wechſeln muß, die Münze und händige ſie mit Liebenswürdigkeit den Damen,

mit Würde den Männern ein. Doch dieſe Zuvorkommenheit unterbleibt für die Zukunft, neulich habe ich, im Anſchauen einer wunderſchönen Dame vertieft, ein kleines ſilbernes Zehnſousſtück, welches mir der Conducteur mit vielen großen Kupferſtücken zur weitern Spedition übergab, verloren und mußte es erſetzen. Gott in der Höhe, wenn ich nicht hätte erſetzen können, was ſo leicht, ſo möglich geweſen! Doch ich will dieſen Unfall verſchmerzen, denn wie viel Freude haben mir die Omnibus dagegen gewährt, welche Bekanntſchaften habe ich in ihnen angeknüpft!

Wir waren an der Barriére du Trône, der Conducteur rief mit heiſerer Stimme: qui est ce qui veut la correspondance pour Vincennes? Des Fahrens müde, ſchwieg ich, faſt alle Uebrigen nahmen gelbe Zettel und hatten das Vergnügen lange warten zu müſſen und nach mir, dem beſcheidenen Fußgänger, in Vincennes anzulangen. An der genannten Barriere ſtehn zwei rieſige ſteinerne Säulen, in denen man hinaufſteigen und Paris von einem der höchſten Puncte überſehen kann. Sie ſind auch Napoleons Werk. Vor der Stadt links und rechts, wie überall, marchands de vin; eine breite, gerade, vierfache Allee führt nach dem eine Viertelſtunde entfernten Vincennes. Biegt man in der Mitte dieſes Wegs rechts ein, ſo kann man durch ein Gehölz nach dem Schloße

kommen, deſſen Anblick man auf der großen Straße erſt ſpäter genießt. Ich folgte dieſem anmuthigen Wege, der weniger betreten, aber ſchattiger und freundlicher iſt, als der andere. Rechts am Eingange des Holzes iſt ein Ball im Freien, **bal champêtre**, links die Wirthſchaft, noch wenige Schritte und das Schloß liegt vor uns.

Ueber Architectur ſpreche ich einmal nicht, ſage über **Vincennes**, was jene Wiſſenſchaft anbetrifft, daher nur, daß es ſehr alt, von mittelalterlichen Formen und einer Burg in Walter Scott'ſchen Romanen ähnlich iſt. Die Kirche ſoll ein Meiſterwerk ſein im reinſten gothiſchen Geſchmack; die beiden uralten Thürme, die Ueberreſte der alten Feſtung, von denen der eine, weſtlich gelegene, hö=here und breitere, den Namen **Donjon** vorzugsweiſe er=halten hat, — die neuern Feſtungswerke, die Waffen und Rüſtſammlung im Innern des Schloſſes bieten eben ſo viel Merkwürdigkeiten dar, als die Geſchichte von **Vincennes** mit hiſtoriſchen Momenten, mit den gefeiertſten Namen angefüllt iſt. In frühern Zeiten war das Fort ein Vergnügungsort, ein Jagdſchloß der fränkiſchen Herr=ſcher und Herrſcherinnen: Philipp Auguſt, der heilige Ludwig, der im nahen Walde unter einer Eiche öffentlich Gericht hielt, Karl der Fromme, Franz I. und ſelbſt noch Heinrich IV.; die Königinnen Iſabella, Maria von Bra=bant, Anna von Oeſtreich u. A. m. wohnten in **Vincen-**

nes längere und kürzere Zeit. Karl der Schöne, Karl IX. und die berüchtigte Iſabella von Baiern ſtarben hier, hier ſtarb Mazarin, Johann von Werth, Johann Caſimir, Retz, Conti, der letzte Stuart, der große Condé, und wie viele gefeierte Namen, die in den Gefängnißen des Schloßes zur Vergeſſenheit und Verweſung verdammt waren, Namen, vor denen die Machthaber zitterten, die das Volk anbetete. Vincennes war Staatsgefängniß, in ihm ſchmachteten Männer und Weiber, Schuldige und Unſchuldige, wie in jedem andern Gefängniſſe, aber mehr der letztern vielleicht hier, denn welche Ränke, Intriguen und Niederträchtigkeiten herrſchten vordem am franzöſiſchen Hofe, wie viele Opfer ſind ihnen gebracht, wie viele haben im Donjon*) getrauert, geweint und ohnmächtig gewüthet!

In Vincennes war Nina d'Enclos eingeſchloſſen, die geiſtreichſte, ſchönſte Dame ihrer Zeit, der achtzig Lebensjahre den Liebreiz, den Witz, die Anmuth nicht

*) In einem deutſchen Handbuche der Geographie, Stein oder Cannabich, folgt nach der Beſchreibung von Paris: Vincennes, Dorf mit dem feſten Schloße Donjon. — Nie wird weder Schloß noch Feſtung von Vincennes Donjon genannt, Donjon heißt ein alter Thurm und wird mit dieſem Namen, wie ſchon geſagt, ins Beſondere einer der beiden alten Thürme bezeichnet, die in der Feſtung ſich befinden.

rauben konnten, eine Großmutter ſonder Gleichen, in die ſich der Enkel verliebte, eine berühmte, gefeierte, aber nicht ſehr ſittliche Dame. In Vincennes ſaß Mirabeau lange Jahre, ein kräftiger, hochſtrebender Geiſt, ein Wüſtling, den Schulden, freie Ideen und ein ſtrenger Vater in Haft brachten. Im Kerker bildete ſich der leidenſchaftliche Jüngling zum Willensſtarken Manne, der Idealiſt zum größten Redner und Staatsmanne; wenige Jahre nach ſeiner Befreiung aus ſchmählicher Haft, während welcher er ſich oft den freiwilligen Tod geben wollte, betrat Mirabeau eine Laufbahn, die kurz aber glänzend, nicht frei von Selbſtſucht und Schwächen, aber ſtrahlend wie ein Meteor, entſcheidend für Frankreich war. Er war der Redner und Held der erſten Revolution, ſein Wille der Wille der Nationalverſammlung und ganz Frankreichs, ſeine Worte trafen und zündeten, ſeine Rede war Geſetz. Zur rechten Zeit trat er ab, der Erſte im Volke, gefeiert und vergöttert; ſein Leichenzug war der glänzendſte, den Paris je geſehn, ſeine Gebeine wurden in's Pantheon gebracht. Kaum zwei Jahre ruhten ſie dort, ſie wurden herausgewühlt, beſchimpft, in Kloaken geworfen: Mirabeau ſollte ein Verräther ſein, die geheimen, jetzt aufgefundenen Papiere des gefangenen Königs brachten ſeine Schuld an's Licht. (Der armoire de fer im Tuilerienſchloße ward durch die Auſſagen einer Kammerdame der

Königin entdeckt.) Mirabeau war kein Verräther an der Revolution, an dem Volke, er war ein bonvivant, verſchuldet, immer in Geldnoth; um ſich zu retten, ſchlug er Wege ein, die nicht tadellos, nicht edel waren, aber er verkaufte ſich nie, er verrieth nie. Spätere Zeiten haben ſein Andenken von jenen Anſchuldigungen gereinigt, Mirabeau iſt jetzt wieder der Mann des Volks, der Mann der Rednerbühne, ſein Bild hängt überall, ſeine Büſte ſteht in allen Kunſtausſtellungen, ſie ſteht vor der Deputirtenkammer und vor den Augen jedes Volksredners, in Gerichtsſälen und in den Arbeitszimmern der Geſetzesmänner und Advocaten, aber noch Keiner hat das hohe Vorbild erreicht, Mirabeau's Flammenworte ſind ſeit 1791 nicht wieder vernommen, wie herrlich und überzeugend, wie begeiſtert und gewählt auch Barnave, St. Just, Vergniaud, Benjamin Constant, Foy, Odillon Barrot und Berryer ſprachen und ſprechen. Mirabeau iſt ein Problem für die Redner, ein Schreckbild der Despoten, ein Meſſias des Volkes!

In Vincennes ſaßen die Miniſter Karl X., es waren die letzten Staatsgefangenen, die dort ſchmachteten, heute iſt die Feſtung nur Waffenplatz, Caſerne und Magazin. Die Nähe von Paris gibt ihr Wichtigkeit, an jeder andern Lage wäre ſie unwichtig, da ſie klein und ohne Bedeutung iſt. Obwohl in einer Ebene und von keinem

höher gelegenen Puncte beſchießbar, iſt ſie nur kurze Zeit haltbar, ihr mangeln Waſſer und Außenwerke. Nur die Tapferkeit des Befehlshabers und der kriegeriſche Geiſt der Beſatzung hielten den Platz 1814 gegen die Alliirten, der alte einbeinige Commandant, jambe de bois, capitulirte unter keiner Bedingung, er wollte die Feſtung behaupten, oder ſich mit ihr in die Luft ſprengen, der Kaiſer hatte ſie ihm anvertraut, nur auf den Befehl des Kaiſers wollte er ſie räumen. Und wirklich erhielt erſt Ludwig XVIII. die Schlüſſel, als der Exkaiſer dem alten eiſernen Krieger die Uebergabe geboten hatte.

Das Gehölz iſt durchſchritten, ich ſtehe vor der Südſeite der Feſtung, vor den Gräben, in welchen der duc d'Enghien erſchoſſen ward. Ich will mich dem ſchaurigen Orte nähern, ein rothbehooster Soldat wehrt mir: Monsieur, on ne passe pas, descendez! Um die Feſtung und ihre Merkwürdigkeiten zu beſehn, bedarf es einer ſpeciellen Erlaubniß des Commandanten, oder einer Karte des Kriegs, oder des Miniſters des Innern, unverdächtigen Leuten mit genügenden Päſſen wird erſtere, angeſehenen Leuten von Einfluß und Connexionen letztere ohne Umſtände ertheilt.

Der Soldat rief nochmals, ich ſtieg den Wall hinab, ohne das Innere des Grabens erblickt zu haben, die Stelle, auf welcher der jugendliche Herzog verblutete. Dieſer

Mord wäre ein Fleck in Napoleons Leben, wenn Napoleon die Schuld trüge. Auf ſeinen Befehl mag der glühende, kühne Bourbone gegen Völker- und Menſchenrecht auf fremdem Gebiete verhaftet, (zu Ettenheim im Großherzogthume Baden, bei Nachtzeit, durch franzöſiſche Gensdarmen) auf ſeinen Befehl mag über den Feind ſeiner Herrſchaft, ſeiner Perſon ein Kriegsgericht niedergeſetzt ſein, aber der Gefangene ſtarb nicht auf ſeinen Befehl, er ſtarb gegen ſeinen Willen, ſeinen Wunſch. Der Präſident des Gerichts, der blutige Savary, duc de Rovigo, war der Mörder, er unterſchlug den Brief des Herzogs an Napoleon, er beſchleunigte die Execution. Napoleon war beſtürzt, entrüſtet, als er die Kunde des Geſchehenen vernahm, es war zu ſpät, der Mord vollbracht, ein Mord den Talleyrand nicht ein crime, ſondern eine faute nannte, und dieſer Mord hat in der That dem Andenken des Kaiſers mehr geſchadet, als alle übrigen Anſchuldigungen, als verlorne Schlachten, Treuloſigkeit und Verrath.

Auf der Südſeite der Feſtung befindet ſich ein großer, freier Platz von dem bois de Vincennes auf drei und auf der vierten Seite von den Gräben des Forts begränzt, ein Raum, der zu Exercier und Schießübungen der Artillerie beſtimmt iſt. Am äußerſten ſüdlichen Ende ſteht ein hoher Raſenwall, der Kugelfang für grobe Geſchütze.

Dieſe Ebene war heute mit bunten Menſchen, mit Buden, ambulanten Verkäufern, mit Zelten, Karouſſels, Schießſtänden und Spieltiſchen bedeckt, hier ward das Feſt von Vincennes gefeiert, hier wie im nahen Dorfe, um den Wällen des Schloßes und im umliegenden Walde. Ich miſchte mich unter die Menge, ließ mich ſtoßen und drängen, folgte dem Schwarme, beſah die Herrlichkeiten, labte mich mit den Hungrigen und Durſtigen, freute mich mit den Fröhlichen. Einen Vorzug haben franzöſiſche Feſte und Jahrmärkte vor den Deutſchen: es geht auf ihnen anſtändiger, wenigſtens äußerlich und dem Scheine nach, zu, und es finden auf ihnen nicht ſo häufig Streit und Prügeleien Statt, als au delà du Rhin. Sonſt herrſcht derſelbe Lärm, daſſelbe Schreien, dieſelbe gaité farouche; Betrunkene ſtolpern hier, wie dort, Marktſchreier kreiſchen, Weiber ſchimpfen, Kinder ſchreien, Polizeidiener wachen, Betrüger ſpähen, Dirnen und Kaufleute locken.

Ich komme an die Sehenswürdigkeiten, an die Naturwunder, an die Künſtler — Athem — für mich, Geduld — für Euch, gütige Leſer! Kommt mir mir, ich will Euch führen, Euch erklären, was ich weiß, was ich ſchon geſehn habe, werdet nicht ungeduldig, meine Herren und Damen, es beginnt gleich, währet nicht lange

und koſtet nicht viel. Herein, Messieurs, Mesdames, on va commencer!

Sehet die bretternen Häuſer, die bunten Zelte vor Euch, betrachtet die ungeheuern Aushängeſchilder, fürchtet Euch nicht vor den gräßlichen Figuren, die auf den Gerüſten trommeln und pfeifen, blaſen und ſchreien. Das Volk drängt ſich vor jener Bude, horcht, was ruft der „Herr Patron“ in abgetragener bürgerlicher Kleidung, den Huth ſchief auf dem Kopfe, das Laſter im Geſichte, horcht: „meine Herren und Damen! Hier wird das erſte Stück in Europa, in der Welt, gezeigt, treten ſie herein meine Herren und Damen.“ (Die Bauern gaffen und ſehn ſich an, die Griſetten kichern, die Arbeiter ſtaunen, die Gebildetern horchen, während die noble Geſellſchaft des Herrn Patron, drei widrige Geſtalten, ein Pajazzo in Narrentracht, ein Trommler in zerriſſener Schweizergardeuniform, ein Clarinettiſt in dem goldgeſtickten, zerfreſſenenen Rocke eines Marſchalls von Frankreich fürchterlich ſchreien, trommeln und blaſen.) Der Patron fährt fort: „meine Herren und Damen! ſie ſehen hier für vier Sous eine indianiſche Prinzeſſin, die einzige Tochter eines Königs, die in den Wäldern des Jura gefangen genommen wurde; ſie iſt ſehr ſchön, ſehr wild und ſo ſtark wie acht Männer, ſie ißt nur rohes Fleiſch und Kieſelſteine; ſie hat vor allen Monarchen der Erde, vor dem König

der Franzoſen, vor dem Kaiſer von Rußland, von Oeſtreich, von China und Marocco gearbeitet*), ſie hat Alle mit Bewunderung erfüllt, ſie iſt jetzt zahm und ſanftmüthig, ißt aber immer noch Steine und rohes Fleiſch, es iſt die größte jetzt lebende Merkwürdigkeit, treten ſie ein, meine Herren und Damen, nehmen ſie Plätze, ehe es zu voll wird, es koſtet nur 4 Sous!" — Noch gräßlicher ſchreit und lärmt das ſaubere Kleeblatt, noch pathetiſcher declamirt der würdige Patron. Ich trete ein, denn ich habe noch beinahe zehn Franken in der Taſche und will heute Alles ſehn. Ein phantaſtiſch angekleidetes und angeſtrichenes Frauenzimmer ſteht im Hintergrunde, ſchneidet Grimaſſen, ſchlingt mit furchtbarer Noth einen Taubenflügel und drei kleine Steine hinunter, tanzt, heult, ſchwingt die Keule — voilà la femme sauvage, meines Erachtens eine gute Pariſerin, die mit ihren Reizen nichts mehr verdienen konnte und nun die Wilde ſpielt, rohes Fleiſch und Steine verſchluckt.

Neben an hält in einem kleinen Zelte, mit weniger Pomp und Lärm la femme à barbe. Der zweite Platz koſtet nur zwei Sous, ich wandere durch die leinene Thür. Der Vorhang iſt noch nicht gelüftet, ich muß warten und

*) travailler heißt es vom Tagelöhner, vom Künſtler, vom Schauſpieler und vom Hanswurſt, der ſeine Grimaſſen ſchneidet.

kann die Neugierigen neben mir beobachten. Weiber und Kinder, alle auf dem zweiten Platze, Spannung und Zweifel auf den Geſichtern. Der Vorhang rollt, ein Mann tritt mit dem erklärenden Rohrſtöckchen vor, eine coloſſale Frau erſcheint einen niedlichen Knaben an der Hand führend. Der lange Knebel= und der Schnurbart ſind ächt; ich ſcheute den Mehrbetrag von zwei Sous nicht, drang auf den erſten Platz und befühlte. Der Bart war ächt, war es aber die Frau? Zwar waren auch weibliche Brüſte im Corſett ſichtbar, aber — es giebt deren ſo viel falſche, ich zweifle. Jedoch kein Ding iſt unmöglich, ſieht man nicht überall, beſonders in Südländern, ſchwarzhaarige Damen und Dämchen mit einigem Flaum auf der Oberlippe! Die fragliche Dame hatte dieſe Zierde des Mannes im erſten Wochenbette, als ſie den niedlichen Knaben gebar, bekommen. Jetzt zweifle noch Einer, das Kind ſteht da!

Ferner beſuchte ich ein Kind mit drei Füßen, der dritte war über dem linken, aus einem des Decorum halber nicht zu nennenden Orte herausgewachſen. Hier war kein Betrug möglich, eben ſo wenig wie bei dem lebendigen Skelett, ein widriger, abſcheulicher Anblick. Ein Mann von einigen dreißig Jahren, durch Krankheit oder Elend entſetzlich abgemagert, kaum fähig zu ſtehen, eine gräßliche Geſtalt. Der Unglückliche muß ſich ſehen

laſſen, umherreiſen, den Neugierigen ſich beinahe nackend zeigen, muß ſprechen und ſich betaſten laſſen. Ich befürchtete das Skelett möchte jeden Augenblick verſcheiden, es konnte kaum ſtehen, kaum ſprechen, kaum die Augen offen halten. Welches Leben! Dem Skelett gegenüber zeigte ſich das Gegenſtück, ein nordiſcher Hercules, mit entblößten Armen und Schenkeln, ein ſtämmiger Pariſer, der gewiß nie über den Norden Frankreichs hinaus gekommen war. Wer ſeine Kraft proben will, binde mit ihm an, er ſtellt ſich Jedem. Sehet Euch jedoch vor, Ihr Rieſen und Turner, der Hercules iſt gewandt, er iſt ſchneller und behender, als ſtark, es iſt ein geübter Pariſer Gamin *). —

Ich muß etwas ausruhen, meine Sinne ſind durch den Tumult, durch das Getöſe umnebelt, ich ſpüre Durſt, Hunger und Müdigkeit. Dort in jener Bude will ich mich reſtauriren, vorher bei jenem Waffelnbäcker verproviantiren. Sehet wie die Waffeln dampfen, riechet wie ſie duften nach — Hunde=, Pferde= und Menſchenfett! Ich erhandle zwei — ich bin betrogen, die Kuchen ſind kalt, trocken, eben rauchten ſie noch, wie geht das zu?

*) Ueber dieſes Wort ſpäter, überſetzen läßt es ſich nicht, man begnüge ſich zur Zeit mit der möglichſt kurzen Beſchreibung: gamin iſt ein Pariſer vom 14—20 Jahren, ein nichtsnutziges, witziges, arbeitſcheues, gutmüthiges Subject.

Der infame Betrüger, blickt unter ſeinen Tiſch, dort ſtehn Waſſertöpfe auf Kohlen, der Dampf ſteigt in die Höhe, ſcheint von den Kuchen zu kommen — der Betrüger! meine Waffeln ſind kalt, eh bien, ich eſſe ſie zu einem Glaſe Wein. Stolz pflanze ich mich an eine Tafel, die auf Fäſſern ruht, mein Individuum ſitzt auf einem Brette, welches Steine ſtützen. Garçon, he da! (die Leute verſtehn alle Sprachen) une chopine! Wieder Deutſch, ſprecht doch richtig aus, Franzoſen, warum ſagt ihr nicht: choppen? Der Wein kommt, ich ſchenke ein, koſte — de l'eau, garçon, den Wein kann ich als merum nicht genießen, ich will die Brühe zu vinum machen und nochmals taufen. Ich Unglücklicher mit meinen Waffeln und dem miſerablen Weine! wie glücklich iſt die Familie neben mir, die ſorgliche Hausfrau holt Weisbrodt und Braten aus dem Korbe, der Eheherr ſpricht ſelbſt zu dem Herrn der Bude und bekömmt gewiß ein beſſeres Gewächs. Dort hinten ſchmaußt ein Anderer Würſte, ſieh brühendheiße Würſte, wie gern tauſchte ich meine kalte Waare. Doch wer weiß, was das für Fleiſch iſt, aus dem jene saucissons fabricirt ſind, Gottlob, was man nicht weiß, macht Einen nicht heiß! Ich habe genug, ich laſſe die Hälfte meiner Kuchen, die Hälfte meiner Halben Wein, — eine Ausnahme, — rufe dem nächſten Gamin und beglücke ihn mit den bezahlten Reſten.

Wir wandern weiter durch die Buden, durch die Menge. Wollt Ihr Euch wiegen laſſen? Links und rechts wird Euch Euer Gewicht auf eleganten Waagen angegeben, zahlt zwei Sous und ſetzt Euch in den Lehnſeſſel. Wollt Ihr Eure Kraft prüfen, ohne mit dem nordiſchen Hercules Euch meſſen zu müſſen? Da iſt die Kraftprobe, ſchlagt mit der Fauſt auf das ſammetne Kiſſen, je weiter Ihr es hinuntertreibt, deſto ſtärker ſeid Ihr. Wollt Ihr ſchießen, mit Piſtolen, Flinten, Armbrüſten, Kanonen? Da ſind Schießſtände für Piſtolen und Gewehre, Scheiben für Armbrüſte und Kanonen, ſetzt, zielt, Ihr könnt gewinnen. Kommt weiter, betrachtet jene Mauren und Beduinen in Turban, Bernus, Kaftan, Pumphoſen und mit bloßen Waden. Sie halten Datteln, Ambra, Wohlgerüche des Serail und die verfeinerten des Harem feil. Glaubt Ihr, daß die bärtigen Männer aus Algier kommen? Glaubt mir, ſie ſind an der Seine geboren, haben ihre Waaren von Pariſer Kaufleuten genommen.

Was drängt ſich das Volk dort? Eine Seiltänzertruppe, eine halsbrechende Arbeit für geringen Verdienſt. Der Pajazzo iſt die Hauptperſon, er hat Redefreiheit, kümmert ſich wenig um die der Preſſe, er haranguirt die Menge, moquirt ſich über den Geiz der Zuſchauer, ſchimpft über die Regierung, den König, die ſeine Kunſt nicht

beſchützen, er iſt ſehr frei der Pajazzo, aber er hat das Recht dazu, ſein Zuckerhuth und ſeine Narrenjacke erlauben ihm Alles, er fürchtet weder Polizei noch Gefängniß, denn was will man dem Pajazzo nehmen, wozu ihn verdammen? Es wäre Schade um den blaſſen Spaßmacher, wenn er eingeſteckt würde, er iſt der Geſchickteſte in der Geſellſchaft, er erhält ſie durch ſeine Sprünge und ſeine Späße, ſteckt ihn ein, die Truppe muß hungern und der Gefangene wird ſich zu Tode härmen, denn er braucht zu ſeiner Exiſtenz Zuſchauer und Freiheit.

Von den Künſtlern in der Luft treten wir zu denen, die ihre Kunſt auf der Erde, auf ſicherm Boden üben. Dieſer giebt es unzählige, wir halten uns nur bei wenigen Klaſſen auf. Dort tanzt eine troupe nomade; ja wohl Nomaden, ſie ziehn umher ohne Obdach, faſt ohne Kleider, ihr Alles ſind wollene Decken, die ſie auf den Boden breiten, mit denen ſie ſich bei Kälte und Regen bedecken, und ihre Gelenkigkeit, ihre Sprünge, ihre Tänze, die ſie um wenige Sous zum Beſten geben. Arme Kinder, die ihr euch biegt und krümmt, ſpringt und auf den Händen geht, welche Zukunft ſteht euch bevor, welches Alter erwartet euch? — Hört da den Charlatan, den Wunderdoctor, den Zahnarzt, den Hühneraugenoperateur; Gott, was haſt du für Creaturen erſchaffen, Frankreich wie kannſt du das Geſindel dulden! Folgt

mir zum Zahnarzte, er thront auf einem zerbrechlichen Tiſche, neben ihm ſteht der Pajazzo, der zugleich Tambour und Bediente iſt. Um den Hals des Zahnkünſtlers hängt eine Kette, eine Kette aus Menſchenzähnen! Hier findet Ihr Zähne von allen Monarchen der Erde, von Napoleon, wenn Ihr wollt von Chriſtus und Gott dem Vater ſelbſt; der Doctor hat Allen geholfen, Allen Zähne gebrochen, Allen ſein Univerſalpulver verkauft. „Meine Herren und Damen! ich bin aus einer ſehr nobeln Familie, mein Vater war Capitain in der kaiſerlichen Garde. Ich habe mich den Wiſſenſchaften gewidmet, der Heilkunde und beſonders den Zähnen. Hier in dieſem Kaſten liegen meine Diplome, meine Certificate, ich habe deren aus den berühmteſten Städten und Ländern, von Monarchen und Aerzten. Dieſen großen hohlen Zahn — er zeigt einen aus der Kette — nahm ich dem Kaiſer aus, den der berühmte **Desirabode***) nicht zu behandeln wagte; dieſen hier der Kaiſerin Joſephine, den da Ludwig **XVIII.**, den langen ſchwarzen den Kaiſer von Rußland, der **exprès** her kam, um mich zu conſultiren. Es war Peter der Große, ein genereuſer Mann. Meine Herren und Damen, ich ziehe nicht bloß Zähne aus, ich heile auch die

---

*) Ein berühmter Zahnarzt im **Palais royal.** Seine fabricirten Zähne und Gebiſſe ſind weltbekannt.

Schmerzen, ich heile ſchadhafte Zähne. Meine Papiere beſagen das Nähere. Kaufen Sie von dieſem Pulver, es tödtet die Würmer in den Zähnen. Sehen Sie meine Herren und Damen — ein alter Gauner nähert ſich, ſperrt den Mund auf, der Doctor ſtreut ihm rothes Pulver auf einen Zahn und zeigt alsbald einen ziemlich großen Wurm, der Mann iſt von ſeinen fürchterlichen Schmerzen geheilt, hier iſt der Quälgeiſt, der Wurm!" Alles drängt ſich näher den Wurm zu ſehn und den Geheilten zu befragen, Manche kaufen von dem Pulver, Andere laſſen ſich ſogar Zähne ausreißen. Während der Operation trommelt der Tambour. Andere Zahnärzte, dentiste, arracheur des dents, reiten auf kleinen Pferden umher und reißen vom Sattel armen Gequälten Zähne und Kinnladen aus; noch andere poſtiren ſich auf freien Plätzen und an Straßenecken der Hauptſtadt. Unbegreiflich, wie die Polizei das dulden kann!

Nicht weit von einem andern Wunderdoctor, der im Wagen herumrollt und vom Wagen herab Phiolen und Pulver verkauft, ruft ein Mann ſeine Wichſe aus, ächte, engliſche Wichſe, ſchwärzer, als die Nacht, glänzender, als die Sonne. Neben ſeinem Etablissement, einem Tiſchchen mit Büchſen und Schachteln, ſteht ein Käfig, in welchem grüne und röthliche Schlangen im Mooſe liegen: dies das Symbol der pariſer Wichtsfabrikanten und

Debitanten. Der würdige Mann apoſtophrirt alſo die gaffende Menge: „Gleich wird die große grüne Schlange tanzen und ihre Künſte zeigen, gleich beginnt das erhabene Schauſpiel, vorher betrachten Sie dieſe Büchſen und Schachteln. Sie ſind einfach von Außen, aber ihr Inhalt iſt trefflich, die herrlichſte Wichſe iſt darin, die ich geſtern über den Canal erhalten habe. Sie kommt aus London, einer großen, reichen Stadt, faſt ſo groß und ſchön, als Paris. In London wird die beſte Wichſe fabricirt, ich habe ein **Brevet** für den alleinigen Verkauf londoner Wichſe in Paris. Meine Herren und Damen kaufen Sie gefälligſt von dieſer Wichſe, — er wichſt einem Nächſtſtehenden den Stiefel — ſehen Sie, wie ſie glänzt, kaufen Sie für 2, für 4, oder für 8 Sous, nachher tanzt die Schlange.“ Einige kaufen, Andere gehn fort, mit den letzteren zieht der Wichsverkäufer und die grüne Schlange. Wer hat die Schlange ſchon tanzen ſehn? —

In der Dämmerung verließ ich den Jahrmarkt und begab mich in das nahe Gehölz. Gruppen lagerten im Graſe, plaudernd, ſcherzend, trinkend, lärmend und ſingend. Bachus und Venus Hand in Hand; im Dickicht ſchimmern weiße Kleider gleich Irrlichtern, hüthet Euch vor dieſen Irrlichtern! Die Soldaten müſſen in die Feſtung, viele Dirnen ſind jetzt frei und entſchädigen ſich

durch den Verluſt der Uniformen am Civil. Familien ſitzen neben Zechgelagen, Freudenmädchen neben ſittigen, ſchüchternen Töchtern; die beſorgte Mutter bricht jetzt auf, der Vater folgt mit den kleinern Kindern, die Mutter trägt das Hündchen. Der Arbeiter geht zu einem marchand de vin, der Tänzer mit dem Mädchen nach dem Tanzplatze, die Buden werden geräumt und abgebrochen, die Verkäufer ziehn nach der Stadt, das Feſt iſt auf die Tanzplätze und Kneipen reducirt.

Spät verließ ich Vincennes, nirgends war ein Plätzchen in einem Fuhrwerke zu erhaſchen, Omnibus, Coucous, Fiaker und Cabriolets waren beſetzt, oder beſtellt, ſelbſt für Lapins kein Raum, ich trabte daher nach Hauſe, ein hübſcher Weg nach ſechsſtündigem Umherziehn. Todmüde pochte ich an meine Hausthüre, nach Nennung meines Namens zog die Portière den Cordon und rief mir Flüchtigen nach: Monsieur, le garçon de caisse n'est pas venu!

XII.

Die Jagd in Frankreich. Eröffnung derſelben am erſten September. Parforcejagden. — Helena.

Ihnen, geehrteſte Leſer, die Sie gewaltige Jäger vor dem Herrn, wahre Nachkömmlinge des Erzwaidmannes Nimrod ſind, weihe ich dieſes Capitel, mögen es die nervenſchwachen, blutſcheuen Männer und Jünglinge, die furchtſamen Frauen und Jungfrauen überſchlagen, ich werde mich bemühen dieſem friedlichen Geſchlechte alsbald paſſendere Geiſtesnahrung vorzuſetzen.

Wie ſteht es mit der Jagd in Frankreich? wie jagt man dort, was jagt man, wie war es früher, wie iſt es jetzt, wie wird es ſein? Gleich, meine Herren, nur eine kleine Geduld, laſſen Sie mich gefälligſt etwas weit aushohlen, wir werden bald auf die Gegenwart kommen und ſogar den Jagdliebhabern Frankreichs die Zukunft prophezeihen.

Vor der erſten Revolution, wir ſagen vor 1789, hatten Jäger und Jagdliebhaber im großen, ſchönen Frankreich gute Zeiten, herrliche Tage. Die Jagdgerechtigkeit

war in dem Beſitze der Krone und der Grundbeſitzer, d. h. der privilegirten Grundbeſitzer, des hohen Adels und der Geiſtlichkeit. Wild war vollauf und überall, in den Feldern, in den Wäldern, in den Gebirgen, in Gehägen und Parks; außer Hirſchen, Rehen, Schweinen, Haſen, Füchſen und allerlei Geflügel wurden Wölfe, Bären und Luchſe gejagt. Die Bauern mußten das Wild ernähren und bei den Jagden treiben, aber wehe ihnen, wenn ſie ſich erfrechten ihre Aecker gegen daſſelbe hüthen, heimlicher Weiſe ein Häschen, oder einen Rehbock erlegen zu wollen. Die Jagdgeſetze waren ſtreng, die hohen Herren unerbittlich: lebenslängliche Kettenſtrafe, mindeſtens Jahrelanges Gefängniß ſtand dem Wilddiebe bevor. Die Bauern waren übel daran, ſie mußten alle Laſten tragen, Alles zahlen, ſie mußten Frohndienſte leiſten, Zehnten entrichten, ſie wurden geplagt und geſchunden — freuet euch ihr franzöſiſchen Bauern, ihr habt gewonnen, mögen alle Stände verloren haben, ihr ſolltet zufrieden ſein, denkt an die Zeiten vor 89, vergleicht mit ihnen die Gegenwart!

Im Laufe der erſten Revolution wurden alle ſocialen Verhältniſſe Frankreichs, alle Geſetze umgeſtoßen, ſo auch die Jagdgeſetze. Von nun an galten keine bevorzugten Stände keine Jagdgerechtigkeit mehr, jeder Franzoſe war vor dem Geſetze gleich, jeder konnte jagen und ſchießen,

fangen und vertilgen, wie er wollte und konnte. Alles wurde Jäger, das lang entbehrte Vergnügen, die Ueberhäufung des Wildes spornten und nöthigten zur Jagd und Vertilgung. Die Jagdluſt ward bald in dem Maaße übergroß, als das Wild abnahm. Ein Geſetz ſteuerte dem eigenmächtigen, übertriebenen Jagen, nur zu gewiſſen Zeiten und für die Entrichtung einer gewiſſen Summe durfte der Franzoſe fortan die Jagdgerechtigkeit üben. Das Hochwild war beinahe ſchon vertilgt, die Wälder waren meiſt gefällt, die Gehäge niedergeriſſen, die Parks confiscirt und vereinzelt, nur wenig niedere Jagd, Wölfe, bisweilen ein Bär und ein Luchs, waren noch vorhanden. Daſſelbe galt und blieb unter dem Conſulat, unter dem Kaiſerthume, unter der Reſtauration, daſſelbe gilt ungefähr noch jetzt. Der gewaltige königliche Jäger Karl X. bewilligte zwar einige Vorrechte und viele reſervirte Reviere, legte Gehäge an, ſchonte und ließ hohe und niedere Jagd ſchonen, aber er wagte nicht die Jagdgeſetze umzuſtoßen, die Napoleon und Ludwig XVIII., weniger rüſtige Waidmänner, reſpectirt hatten, obwohl Beide kleine Eingriffe ſich erlaubt und vielfache Conceſſionen bewilligt hatten. Große Grundeigenthümer legten wieder Gehäge und Thiergarten an, kauften mit Mühe und Koſten nah und fern Hirſche, Rehe und wilde Schweine auf; Faſanerien entſtanden; größere und kleinere

Reviere wurden gegen Entſchädigungen Liebhabern, Eigenthümern und Pächtern geſichert.

Zur Zeit kann in Frankreich Jeder jagen, er muß dieſe Vergünſtigung jedoch alljährlich nachſuchen, einen porte d'armes löſen und funfzehn Franken bezahlen. Mit dem porte d'armes in der Taſche, der Flinte auf dem Rücken, der Jagdtaſche an der Seite kann man ganz Frankreich vom Mittelmeere bis zum Ocean, von dem Rheine bis zu den Pyrenäen durchziehn; ich wünſche gute Jagd! Mancher möchte jene Jagdreiſen unternehmen und mit leerer Waidtaſche heimkehren. Nur in den reſervirten Terrains, in einigen Forſten, in Gehägen und Thiergarten findet Ihr Hochwild; niederes Wild aber dort, ſonſt nur ſelten, denn wie ſoll es exiſtiren, wie ſich vermehren? Zwar darf nicht zu allen Zeiten gejagt werden, gewöhnlich nur vom 1ſten September bis Mitte Winters, aber wie wird dann auch gejagt, da bleibt nichts verſchont, nicht die trächtige Häſin, kein Huhn, Alles was vor das Rohr kommt, fällt, wenn es nämlich getroffen wird. Die fixirte Jagdzeit wird überdem nicht pünktlich gehalten, da dem Contravenienten keine erhebliche Strafe bevorſteht; wer kümmert ſich da um die Jagd, um das Vergnügen im nächſten Jahre? Keiner ſchont, Alle vernichten, geht es noch lange ſo fort, ſo wird man gar nicht mehr von „Jagd" in Frankreich ſprechen können.

Der erſte Semptember iſt gewöhnlich der Tag, an welchem in Frankreich die Jagd eröffnet wird. Dann zieht Alles aus, was Schießgewehr hat, Viele mit, Viele ohne porte d'armes, die Letztern werden, wenn nicht in den erſten Tagen, ſo doch in der Regel bei wiederholten Defraudationen von den zahlloſen Gensdarmen und Feldhüthern, gardes champêtres, entdeckt und vor die police correctionelle gezogen. Der erſte September iſt ein Freudentag für Jäger und Lateiner*), ein fetter Tag für die Gensdarmen und Feldhüther, ein trauriger Tag für Haſen und Hühner, für Vögel und Hunde, oft für die Schützen ſelbſt. Schon lange vorher werden Vorkehrungen getroffen, portes d'armes gelößt, Flinten gekauft, getauſcht und geputzt, das Jagdzeug in Stand geſetzt, Hunde dreſſirt und erhandelt. Der Jäger verſieht ſich mit Schuhen und ledernen Kamaſchen, mit Mütze, Pulver und Blei, der Braconnier borgt ein Gewehr, einen porte d'armes, einen Hund, gewöhnlich auch Pulver

*) Lateiner, ein Provizialism im nördlichen, Jagdkundigen Deutſchland. Mit dieſem Namen werden ſchlechte Schützen, Sonntagsſchützen, beſonders Anfänger und junge Leute bezeichnet. Im Franzöſiſchen möchte braconnier entſprechen, welches Wort jedoch neben der Bedeutung eines ſchlechten Schützen noch die eines Wilddiebes und desjenigen hat, der auf den Anſtand geht und von einem Verſtecke aus ſchießt.

und Blei, mit dem Morgen des erſten Septembers zieht die Schaar aus, bedeckt Feld und Wald, Thal und Berg, ſchießt und ſchreiet, läuft ſich müde und verſcheucht und vertreibt das wenige Wild. Am geräuſchvollſten bietet ſich dies Treiben in der Nähe der Hauptſtadt, Paris ſchließt Alles in ſich, alle Künſte, Wiſſenſchaften, Vergnügungen und Gewerke — ſollten die Jäger fehlen!

Die Jagd war in früheren Jahren mein Hauptvergnügen, eine wahre Leidenſchaft; wie auch anders möglich, alle meine Verwandten ſind gewaltige Schützen, beſitzen Jagden voll Haſen und Hühner, üben vom Herbſt bis zum Frühjahr nichts anderes, als Schießen, auf die Suche und auf den Anſtand gehn; Treibjagden, Keſſeltreiben, Fuchsgraben, Hetzen anſtellen; nach der Jagd eſſen, trinken und ſpielen. Schlechtes Beiſpiel verdirbt — ich wurde mit Leib und Seele Jäger, aber kein guter Schütze. Mit der Zeit verändert ſich viel, Manche behaupten Alles, meine Leidenſchaft für die Jagd kühlte ſich ab. Neue Nahrung ward ihr durch Adolf, der am liebſten „Jagdgeſchichten" hörte und erzählte, unaufhörlich von der Jagd und ihren Vergnügungen ſprach. Ihm war es durch Connexionen gelungen einen porte d'armes zu erhalten; mit Flinten und Jagdgeräth hatte er ſich in der Heimath verſehn und wollte dies Jahr die armen franzöſiſchen Haaſen und Hühner mit deutſchen Gewehren

erlegen. Er fachte meine faſt erſtorbene Waidluſt wieder an, bewog mich einen porte d'armes zu löſen, mir Gewehr mit Zubehör zu borgen. Einen porte d'armes erhielt ich nicht, man wieß mich auf der Präfectur ganz kurz ab: man könne nicht Jedem, dem Erſten, Beſten, die Erlaubniß zur Jagdgerechtigkeit und zum Waffentragen ertheilen. (Mit dem porte d'armes iſt zugleich auch das Vorrecht verbunden auf Reiſen, überhaupt zur perſönlichen Sicherheit, Waffen zu führen, Kriegswaffen ſind allein ausgenommen. Mit dem porte d'armes verſehn dürft Ihr Taſchenpiſtolen und einen Dolch führen, dieſe und Jagdgewehre öffentlich in Eurer Wohnung ausſtellen, ohne einen porte d'armes ſehet Euch vor, man nimmt Euch ohne Erbarmen jede Waffe bis zu dem Brod- und Federmeſſer, jedes Gewehr bis zur Schlüſſelbüchſe, man läßt Euch weder antike, noch türkiſche Waffen, weder Jagdflinten noch Piſtolen ohne Schlößer, man nimmt Euch Alles, was Ihr an Gewehr und Waffen beſitzt, ſperrt Euch vielleicht ſelbſt noch einige Tage ein. Verſteckt alſo dergleichen Sachen, fürchtet die mouchards, die Aufwärter und alle Unbekannte.)

Ein Fremder in Paris und in ganz Frankreich, ſo wie der Franzoſe und Pariſer, der nicht anſäßig und genau bekannt iſt, muß, um einen porte d'armes zu erlangen, zwei Bürger, oder eine bedeutende Caution ſtellen;

erſteres war mir zu umſtändlich, letzteres unmöglich. Aber Adolf ruhte nicht, ich ſollte am erſten September mitziehn, Zeuge ſeiner Geſchicklichkeit ſein. Ein junger pariſer Advocat borgte mir ſeinen porte d'armes, ein employé, der an dieſem Tage nicht abkommen konnte, ſeine Doppelflinte, — die Franzoſen ſind hierin nicht ſo difficil, als unſere deutſchen Jagdliebhaber, — und unſer Portier ſeinen Spitz, denn ein Hund mußte ich doch haben und Azor apportirte und folgte mir, wie ſeinem Herrn. Adolf hatte ſich einen supérieurement bien dressé chien d'arrêt für fünf Franken per Tag gemiethet, denn in Paris kann man Alles miethen, Vieles iſt freilich darnach. In paſſendem Jagdornat, in Kamaſchen bis an die Knie, mit gefüllten Pulverhörnern, Schrotbeuteln und Jagdflaſchen, mit zwei Doppelgewehren à piston und mit zwei Hunden, einem Baſtarde von Hühner und Schäferhund und einem Spitze, zogen Adolf und ich um ſieben Uhr früh aus und begaben uns zu einem nahen, uns befreundenten marchand de vin, dem größten, renommirteſten Nimrod in unſerm Viertel, ein Mann der das Waidwerk und das Terrain kennen ſollte, der Familienvater und Sergant in der Nationalgarde war. Bei ihm trafen wir ungefähr ein Dutzend Jäger, die unter dem großen Führer ihre Heldenthaten verrichten wollten. Welche Bewaffnung, welches Jagdzeug, welche

Hunde! Die Meiſten hatten ihre Nationalgardiſtengewehre, Brodbeutel anſtatt Jagdtaſchen, alle Sorten Hunde, nur keine Jagdhunde. Heiliger Hubertus blicke nicht auf uns, verleihe uns deinen Seegen, ohne dein Antlitz uns zuzuwenden! Adolf, der marchand de vin und ich waren die am beſten Verſehenen der Geſellſchaft, wir ſahen wenigſtens Jägern ähnlich, die Uebrigen konnten nur Menſchen und Thieren Schreck einjagen, ſie glichen Marodeurs und Landſtürmern, ein Subſtantif, welches ich von Landſturm ableite.

Nachdem wir bei unſerm gravitätiſchen, ſchon ſeit drei Stunden mit Gewehr und Jagdtaſche herumſtolzirendem Feldherrn einige Canons auf „gute Jagd" geleert hatten, zogen wir ab, eine ſtattliche Caravane, ein martialiſch bewaffnetes Peloton, umſchwärmt und umbellt von Hunden groß und klein. Ehe wir die Barriere erreichten, hatte ſich unſer Häuflein verdoppelt, unſerer impoſanten Geſellſchaft ſchloßen ſich Jagdliebhaber, bewaffnet und unbewaffnet an, mit uns konnte man nur ſiegen, welche Führer, welche Hunde und an die vier bis fünf Doppelflinten unter dreißig Gewehren, unter Entenflinten, Carabinern, Munitionsflinten und Piſtolen!

Die Waidgeſellſchaft zog dem Ufer der Seine entlang nach Charenton, auf der Ebene hinter dieſem Flecken ſollte es wimmeln von gibier, d. h. Wildpret aller Art.

In Charenton vermehrte ſich unſer Haufen, die Jäger der banlieue waren noch pittoresker, romantiſcher und wilder, als die der Hauptſtadt. Das berühmte Narrenhaus, wohin ich kaum zu blicken wagte, da meine Umgebung und ich mir ſelbſt narrenhaft genug vorkamen, links laſſend paſſirten wir die Brücke über die Marne, welcher Fluß ſich in der Nähe mit der Seine verbindet. Wir kamen nach Alfort, der berühmten Veterinärſchule, hier ſtieß wieder neue Mannſchaft zu uns. Hinter Alfort ſollte die Jagd beginnen, wir waren über hundert Mann ſtark, eine vollzählige franzöſiſche Compagnie, bewaffnet, mit Pulver, Blei und mit wenigſtens funfzig Hunden verſehn. Wir wollten die Schützen eintheilen, anſtellen, das war nicht möglich und befehlen konnten wir nicht. Alle blieben bei einander, entfernten ſich diejenigen mit den Doppelgewehren, die vermeintlichen Hauptſchützen und Jagdkenner, ſo folgte der Schwarm. Der marchand de vin und Adolf fluchten, ich lachte und muſterte die Truppen. Schöne Leute! Die Uniform war freilich nicht gleichmäßig, auch nicht die Bewaffnung, aber der Eifer brannte bei Allen gleich ſtark, Alles wollte ſchießen und jagen, wollte Beute und Ruhm ernten. Da gab es Schützen in allen Trachten und mit allen Waffen, in Hemdsärmeln, in Jacken und in langen Röcken, in Kamaſchen, Stiefeln und bloßen Füßen, mit Hüthen,

Mützen und baarhaupt. Der Eine hatte ein Doppelgewehr mit Feuerſchlöſſern und verſicherte, daß er mit Zündhüthchen nicht treffen könne, der Andere ein Gewehr à piston und ſpottete über den Feuermann. Soldatengewehre, Huſarencarabiner, Flinten aus dem vorigen Jahrhundert, Büchſen, Piſtolen, Knittel und Steine machten die Bewaffnung der Mehrzahl aus, Jeder prahlte mit ſeiner Waffe, Jeder verſicherte gut zu treffen, heute der Meiſter zu werden. Und die Hunde! ſie liefen vor uns, zwiſchen uns, hinter uns, kein Appell, ein ewiges Klaffen und Beißen; ein Pudel wartete auf, ein Spitz ſuchte Mäuſe, ein Dogge biß die anderen, ein Pünſcher winſelte und die Jagdhunde jagten. Ein deutſcher Forſtmann wäre verblichen.

Endlich hatten wir eine Kette gebildet, die Waidmänner rückten vor, Einer im Schritte, der Andere im Laufe, Dieſer ladete, Jener blieb zurück, Gewehre gingen los und verſagten, man ſchrie und ſtritt, zankte und drohete. Un lièvre, un lièvre! ſcholl es aus hundert Kehlen, funfzig Gewehre feuerten, die Hunde bellten und winſelten — eine graue Katze ſprang aus einem Rübenſtücke und flüchtete ſich nach Alfort. Lautes Gelächter und Verhöhnung: drei Hunde waren getroffen, ein Schütze hatte ſich an der rechten Hand verwundet. Wieder geladet, en avant, marche! Voilà le perdrix, le

perdrix. Neues Pelotonfeuer, lauter Jubel, das Rebhuhn war gefallen, man hob — eine Taube auf, die funfzig Schützen reclamirten. Ein Subject, deſſen Flinte gar nicht losgegangen, die Pfanne nur abgebrannt war, wollte ſich mit frecher Stirne das Wild zu eignen, ein Anderer, der über zweihundert Schritte entfernt geweſen, that daſſelbe, denn ſein Gewehr, behauptete er, trüge ſo weit. Adolf wollte umkehren, ich bat ihn, nur noch kurze Zeit zu bleiben, vielleicht könnten wir uns ſpäter unbemerkt entfernen und anderweitig jagen, vielleicht verliefe ſich auch der Haufen. Doch dem war nicht ſo, die Geſellſchaft blieb treulich zuſammen und harrte aus, nirgends war man ungeſtört, überall Schützen in Menge, heute mußte nothwendig Alles, was mannbar. der Diana opfern.

Endlich ſprang ein Haſe auf, ein wirklicher Haſe. Der arme Langohr hatte ſeine Mörder ſchon von Weitem anrücken hören, er verließ ſein Lager und rannte, als er die Schützen ſah, in Todesangſt auf uns los, er lief zwiſchen Hunde und Menſchen, in gewaltigen Sätzen überſprang er Gräben und Aecker, er drehte ſich, paſſirte zum zweiten Male die ſpeihenden Batterieen und jagte dann nach Deutſchland zu, wo er vielleicht jetzt kunſtgerecht getödtet iſt. Ich denke, wie er, ſoll ich einmal gewaltſamen Todes ſterben, ſo will ich ſchnell und ohne

Qualen ſterben, mich nicht langſam martern, verwunden und ſchrecken laſſen. Der arme Haſe, er ſprang davon, wie ſeine Verfolger beſchworen, mit wenigſtens zwanzig Ladungen Blei im Körper. Ich will dies nicht näher unterſuchen, da ich ſchwerlich je wieder beſagten Haſen ſehe und unterſuchen kann, iſt er getroffen, ſo war es nicht der Einzige, denn ohne die ziemliche Anzahl von Neuem verwundeter Hunde bluteten zwei Schützen. Hatte man ſie für Hochwild genommen, war es aus böſem Willen, oder aus Unvorſichtigkeit geſchehn? Alle drei Anſichten wurden aufgeſtellt, vertheidigt und verworfen, damit war aber den armen Jägern nicht geholfen, von denen der Eine gefährlich getroffen war. Bekannte brachten die Bleſſirten nach Alfort, die wilde Jagd zog weiter, Adolf und ich ab, denn wir wollten nicht vergeblich ferner mitlaufen, unſere Hunde todſchießen, uns verwunden laſſen; Ehre und Beute war überdem bei dem Jagdzuge nicht zu hoffen, denn Alle feuerten zugleich, fiel etwas, ſo hatten Alle getroffen.

Bei einer freundlichen Wirthin in Alfort, die eine hübſche Schweſter und einen ſpeculativen, gerade abweſenden Gatten hatte, kehrten Adolf und ich ein, vertranken unſeren Aerger, ſtillten den Hunger, tändelten mit dem Schweſterpaare und beluſtigten uns zuletzt über die glänzende Jagd. Die Wirthin bedauerte uns, daß unſere

Waidtaſchen leer ſeien, dem könne ſie aber abhelfen, ihr Mann habe um dieſe Zeit immer Haſen und Rebhühner in Vorrath, lebend und todt, und verkaufe ſie unglücklichen Schützen, die nicht gern leer heimkehren wollten. Sie zeigte uns gegen zwanzig Haſen, die Hälfte in einem Stalle, trauernd um Kohlblätter ſitzend, die andere an einer Stange aufgehängt, viele Hühner in einem Käfig und noch mehr neben den Haſen vor den Fenſtern; auch Kaninchen waren da, die abgezogen wurden und öconomiſchen Scharfſchützen als Haſen dienen konnten. Ueberall Induſtrie und Betrug! Adolf erhandelte einen Haſen, den er hinter der Hofmauer anband — auf meinen Rath — und todſchoß und einige Hühner, ich hatte nicht ſo viel Jagd-point d'honneur um meine Baarſchaft für unnützes Lob zu verſchwenden. Wir unterhielten uns mit den Damen „Au rendez-vous de la chasse“ in Alfort beſſer, als mit den verlaſſenen Waidmännern; die Wirthin nebſt Schweſter waren durch den Umgang mit den Alforter Veterinärſchülern, die das Volk höchſt reſpectwidrig écorcheurs titulirt, gebildet und für die Gäſte ſehr aufmerkſam. Vor dem Abſchiede ſchwur ich hoch und theuer öfters das freundliche Wirthshaus, aber nie wieder eine allgemeine Pariſer Jagd zu beſuchen, welchen feierlichen Eid ich hier wiederhohle und ihn jedenfalls halten werde, wenn mich nicht etwa eine hohe Herrſchaft,

wie z. B. der Herr Baron Schickler. der mich jedoch noch weniger kennt, als ich ihn, zu einer Jagdparthie einladet. Dann — ich ſpreche faſt, als wenn ich die Einladungskarte ſchon am Spiegel hätte — ſehe ich doch wenigſtens Wild und kann zu Schuße kommen, dann werde ich fetirt, mehrere Tage à la Kroesus bewirthet, mache Bekanntſchaften und Parforcejagden mit — à la bonne heure! Glaubt Ihr vielleicht, daß in Frankreich keine Parforcejagden Statt finden? wollt Ihr es ſchwarz auf weiß ſehn, wollt Ihr nach Rambouillet gehn und Schicklers Hunde Euch zeigen laſſen? Der Mann hat gegen zweihundert, hat ein Jagd-Revier, ſo groß als ein deutſches Fürſtenthum, hetzt Hirſche, Rehe, Haſen und Füchſe. Die Jagdwuth iſt von England nach Frankreich vererbt, wie ſo viele andere barocke Sachen, wie Wetten und Pferderennen; ſind die Hetzjagden in Frankreich nicht ſo verbreitet und großartig, als in Albion, ſo ſind ſie dagegen weniger grauſam: in Frankreich wird ein Hirſch nur einmal und dann zu Tode gehetzt, in England hat derſelbe Hirſch oft zehn und zwanzig Mal das Vergnügen halbe Tage lang von Hunden und Reitern verfolgt zu werden; iſt er todtmüde, haben ihn die Hunde niedergeworfen und zerfleiſcht, ſo eilen die Jäger herbei, wehren der Meute und fangen das arme gejagte Wild ein, um mit demſelben in einigen Monaten denſelben Spaß zu

wiederholen. Die Füchſe werden dort ebenfalls aufgekauft und bis zu einer großen Fuchshetze eingeſperrt, iſt es möglich ein Füchslein den biſſigen Hunden zu entreißen, ſo geſchieht es ebenfalls. — —

Am erſten September zog Herrmann in unſere Penſion ein; wir trafen ihn eingebürgert, als wir von der ruhmloſen Jagd zurückkehrten. Adolf zeigte ſeine erkauften Trophäen, ich wurde verhöhnt und ſchwieg, denn Adolf hatte unter dieſer Bedingung nicht allein ſeinen Haſen und die Hühner, ſondern auch einige Bouteillen St. Georges zum Beſten zu geben verſprochen. Was thut der Menſch nicht des Gewinnſtes, des Genußes halber! er verkauft ſich, verräth den Nächſten, verleugnet ſeinen Gott, mordet ſeinen Vater: ich ſchwieg nur, iſt Schweigen ein Verbrechen? Zuweilen. Ich glaube aber, daß man ſich eher in das Gefängniß und an den Galgen redet, als ſchweigt. Der Koran ſagt: Reden iſt Silber, Schweigen iſt Gold!

Das St. Hubertusmahl wurde noch ſelbigen Tags verzehrt, Adolf ließ Wein kommen, Herrmann ſpendirte, dieſer und jener ſpielte den Generöſen, es wurde ſehr wacker gezecht: „die Leutchen tranken faſt ſehr, und die da voll waren fielen a—b," wie eine alte Chronik von einem Mönchsgelage berichtet. Ehe uns Bachus ganz überwältigt, frug ich Herrmann, meinen Nachbar, ob er

keine neueren Nachrichten von ſeiner Helena habe, ob ſie nicht bald komme. „Ich erwarte ſie ſchon ſeit einigen Tagen, dieſe Verzögerung iſt mir unerklärlich, ängſtigt mich unendlich.“ — „Geduldе dich, du weißt, daß die franzöſiſchen Poſten, oder vielmehr Privatunternehmungen zur Beförderung der Reiſenden (messageries), nur eine beſtimmte Anzahl Paſſagiere mitnehmen, deine Braut iſt vielleicht gerade in Metz oder Straßburg angekommen, als kein Platz mehr vacant war, ſie hat wahrſcheinlich warten müſſen; gedulde dich, auf den Poſten gehn höchſtens chargirte, oder ſolche Briefe verloren, die beſchwert ſind, aber deren Inhalt nicht auf der Addreſſe angegeben iſt, von Perſonen hat man keine Beiſpiele.“ — Du witzelſt immer, bedenke nur die arme Helena allein, in fremden Städten, auf dem langweiligen Poſtwagen, unter unbekannten, ſchlechten Menſchen, mir grauet, wenn ich —“ „Du willſt, daß ich ernſthaft ſein ſoll und biſt furchtſam, wie ein Kind, eiferſüchtig, wie ein Türke. Deine Braut iſt doch erwachſen, kein unerfahrenes Mädchen, traue ihrem Gefühle, ihrem Tacte, wenn man ſich Sorgen machen und grübeln will, Freundchen, dann findet man nur zu viel Gelegenheit. Nimm dies Brod, dieſen Wein, bedenke was für Schweißtropfen daran hängen, welche Betrügereien, welche Schlechtigkeiten vorgegangen ſind, ehe wir die Gottesgaben genießen, bedenke

wie der Landbeſitzer, der Pächter, der Ackersmann, der Kornſpeculant, der Müller, der Bäcker, die Douanen, der ſtädtiſche Zoll, vielleicht noch ein Unterhändler des Bäckers und endlich die einkaufende Köchin übervortheilt, gemäkelt, betrogen haben, wir bezahlen vielleicht den vierfachen Werth ſowohl des Brotes, als des Weines, wenn man da nun ſinnen, ſich ärgern, über die Schlechtigkeit der Welt und unſeres Gleichen losziehn wollte — Alter, wir müßten verhungern, oder uns den Tod in vierzehn Tagen durch Eſſen und Trinken herbeiziehn. Alſo ruhig, geduldig, dem Unvermeidlichen kalt die Stirn geboten, ertragen, was nicht zu ändern, vorſichtig handeln und ſtandhaft ausharren. Voilà meine Religion — Schade, daß man nicht immer der beſſern Ueberzeugung, ſeinen Grundſätzen folgt, folgen will und kann.

In wenigen Tagen langte die ſehnlich erwartete Braut meines Freundes an. Sie hatte auf der Gränze und in Metz Unannehmlichkeiten und Verzögerungen erlitten, ihr Paß war nicht in verlangter Ordnung, viele ihrer Effecten wurden zurückgewieſen und nur nach vieler Mühe, Weinen und Bitten durch die Douanen gelaſſen; in Metz war vor drei Tagen kein Platz nach Paris zu bekommen und ſo mußte die arme Helena mit Sack und Pack, denn ſie hatte Alles, was ihr eigen und transportabel war, mitgenommen, mehrere Tage in Angſt und Bangen

verharren, von Sehnſucht verzehrt, von Langerweile gequält; ſie ſah blaß und wahrhaft leidend aus, als ſie nach aller Mühſal, Gefahr und Unglück den Geliebten in die Arme ſchloß.

In den erſten Tagen hielt ich mich ſo viel, als thunlich fern von dem Pärchen, ich wollte nicht ſtören und mochte mich nicht aufdrängen. Helena war hübſch, eine deutſche Blondine mit blauen Augen, ſie ſchien mir liebenswürdig, was mehr als das platte „hübſch" ſagen will, gebildet und ſittſam, Vorzüge, von denen wir die letztern oft bei Franzöſinnen vermißen, die dagegen einen hohen Grad von Lebhaftigkeit, savoir vivre, Gutmüthigkeit und Leichtſinn beſitzen. Welcher gebührt nun der Vorzug der deutſchen, oder der franzöſiſchen Jungfrau? — ſagen wir vielmehr Dame, oder Fräulein, Demoiſelle, Mädchen, Frau, wie Ihr wollt, nur nicht Jungfrau. Soll ich jene Frage von meinem Standpuncte aus beantworten, ſo ſage ich: der Franzöſinn. Als Ehemann, Familienvater, im Alter würde ich der Deutſchen den Vorzug geben; hiemit werden alle deutſche Frauen und Mädchen einverſtanden ſein, die ſich auf deutſche Tugend, deutſche Sitten, deutſche Häuslichkeit gewaltig viel einbilden.

Bei unvermeidlichen Näherungen, kurzen Anreden, Antworten, Fragen und gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen, die zwiſchen der jüngſt angekommenen Lands-

männin und mir, als Tiſchnachbaren und Hausbewohnern, unumgänglich Statt finden mußten, benahm ſich Helena ſchüchtern, zurückhaltend, ſelbſt verlegen: Herrmann mußte von mir geſprochen, ſeiner Braut mitgetheilt haben, daß ich von ihrem Verhältniß unterrichtet ſei, daß ich ſeine Lage kenne u. ſ. w. Deßhalb war das Weibchen — nennen wir ſie fortan ſo, denn ſie war de facto Herrmanns Frau, was kümmert es uns ob ſie es de jure, durch Prieſterſegen war, ein Segen, der nur zu oft und zu bald ſich in Fluch verwandelt — mir gegenüber auffallend verlegen, ſie erröthete und blickte zur Erde. Was ſollte ich beginnen dieſe Scheu, dieſe falſche Schaam zu beſiegen? Anfangs war ich ernſt und gemeſſen, dadurch ward die Sache noch ſchlimmer, die Arme wähnte, daß ich mißbilligend ihr Verhältniß betrachte; ich wurde luſtig, machte Witze und Späße, noch ſchlimmer, meine Stimmung mußte Ironie, Spott ſein; ich verſuchte noch mancherlei, Alles ohne Erfolg. Eines Abends entfernte ſich Herrmann unter Vorgabe wichtiger Geſchäfte in der Stadt, es war ein ſchöner Abend, ich bat den Wegeilenden um die Erlaubniß ſeine Frau in den nahen Pflanzengarten, jardin des plantes, führen zu dürfen. Herrmann willigte gern ein, erröthend ſagte Helena zu; nach Tiſche wanderte ich ſittig und ganz ehemänniſch mit ihr nach den Garten.

Der Jardin des plantes oder du roi iſt nicht bloß ein botaniſcher Garten, nicht bloß Menagerie, er ſchließt außer den vielartigen Muſeen und Treibhäuſer, die herlichſten Alleen, Lauben, Blumen, Irrwege, Sitze und Bänke in ſich, er iſt, abgeſehn von dem wiſſenſchaftlichen Nutzen, ein Vergnügungsort, ein öffentlicher Garten für Jedermann. Lange hohe Ulmen, Linden und Acacienalleen durchſchneiden ihn in allen Richtungen und bieten ſchattige, breite Spatziergänge, an den Seiten ſtehn Bänke, im Garten ſelbſt iſt ein Kaffehaus. Bequemlichkeit neben Nutzen, Blumenpracht und Blumenduft, Promenaden und Schatten. Faſt zu allen Zeiten iſt der Garten mit Spatziergängern, Fremden, Müßigen und Arbeitern angefüllt, von Tagesanbruch bis zur Dämmerung, im Winter und Sommer, ſelbſt bei trübem Wetter und Regen, denn die Alleen bieten Schutz gegen Wind und Regen, die ſandigen Wege ſind ſtets trocken, überall kann man Obdach und in der Nähe Wohnungen und Wirthshäuſer finden.

Schweigend wandelten wir einige Male die Alleen auf und ab, Arm in Arm, wie es die Sitte heiſcht. Helena ſeufzte. „Warum ſo niedergeſchlagen, liebe Freundin, ſehn Sie die fröhlichen Menſchen um uns, den heitern Himmel, die Blumenpracht, laſſen Sie vor dieſem Gemälde Ihren Mißmuth und ſollten Sie Kummer

haben, Ihren Kummer ſchwinden.“ Sie weinte, ich war bewegt, wir ſetzten uns auf eine einſam ſtehende Bank. „Ich mag mich nicht in Ihre Geheimniſſe drängen, liebe Helena, glauben Sie aber, daß Sie Ihr Herz durch Mittheilung erleichtern können, ſo trauen Sie dem Freunde Ihres Herrmann, kann ich rathen, helfen und lindern, ſo ſprechen Sie frei und ohne Rückhalt.“ Sie ſchluchzte ſtärker, ich ſchwieg. Nach einer Pauſe reichte mir die Betrübte die Hand und ſah mich zum erſten Male feſt und ohne Erröthen in die Augen. „Schon längſt,“ begann ſie unter Schluchzen, „quält mich meine Lage, was müſſen Sie, was die Andern von mir denken, Gott, wenn meine Verwandten erführen —.“ Beruhigen Sie ſich über dieſen Punct, Sie gelten mir und den nähern Bekannten Herrmanns als deſſen Frau im wahrſten Sinne des Worts, was Andere denken, kann Sie nicht kümmern, Ihre Verwandten wiſſen nichts und wüßten ſie Alles, was wäre da weiter? Ihre Verwandten haben ſich nicht als ſolche gegen Sie bewieſen, Sie ſind ihnen daher keine Rechenſchaft, keinen Gehorſam ſchuldig. Ich nenne nur diejenigen Verwandte, die auf dieſen Namen ein Recht haben, die zufälligen Bande des Bluts erkenne ich nicht an, Freunde ſtehn mir näher, als ſogenannte Verwandte, die ſich nur um mich kümmern, wenn es mir gut geht, wenn ich ihnen nützen,

oder ſie fetiren kann, mir aber den Rücken kehren und fade Entſchuldigungen aufſuchen, wenn ich in Noth bin, wenn ich ihrer bedarf. Und ſie haben eigentlich Recht, iſt es mein Verdienſt, daß ein Onkel von mir in dieſe oder jene Familie heirathete, daß mein Vater gerade meine Mutter wählte, iſt es endlich ein Verdienſt, daß ich meines Vaters Sohn bin? Ich ſchlage einen kurzen Sinnenrauſch nicht ſo hoch an, ich ehre meine Eltern, nicht weil ſie mich erzeugt, ſondern weil ſie mich erzogen haben, ich achte meine Verwandten, nicht weil ſie reich, einflußreich und denſelben Namen, als ich, führen, ſondern nur wenn ſie achtungswerth ſind, ich liebe ſie, wenn ſie Anſpruch auf meine Liebe haben. Leider ſind aber die Verwandten in der Regel die letzten, die man lieben, ich will nicht ſagen, achten kann." — Ruhiger und ohne Thränen erwiederte Helena: „wenn ich Ihnen auch in dieſen Stücken Recht geben wollte, was ich jedoch nicht völlig kann, muß ich dennoch nicht Schaam und Furcht empfinden, Schaam ob der Gegenwart, Furcht für die Zukunft." — Sie weinte wieder und wollte mir ihre Hand entziehn. „Sie ſchämen ſich doch nicht vor mir, ſie fürchten doch mich nicht! Und vor wem ſollten Sie ſich ſchämen, vor Narren und Unvernünftigen? Und warum ſich fürchten? Kaum mit dem Geliebten vereint ſchon ſchreckende Bilder der Zukunft ausmalen! Durch dieſe Furcht, wäre ſie

ſelbſt gegründet, beſſern Sie nichts, ſie ſchaden nur ſich und Ihrem Gatten. Das iſt aber der deutſche Character, keine Ruhe bis das Erſehnte erlangt iſt, dann ewige Furcht das Erlangte zu verlieren. Ich glaube, daß deutſche Weiber weinen können, wenn ſie daran denken, daß ihr Säugling einſt ſterben muß. Die Deutſchen denken immer auf zehn Jahre voraus und genießen deßhalb die Gegenwart nur halb.“ — „Aber verlangen Sie, daß ich gar nicht an die Zukunft denken ſoll? nicht an meine eheliche Verbindung mit Herrmann? Ach Gott und Herrmann iſt ohne Stelle, ohne Verdienſt, ohne Vermögen, wie wird das werden, wie enden!“

Hierauf wußte ich kaum zu erwiedern, faden Troſt mochte ich nicht bieten. Allerdings war mir bekannt, daß Herrmann keine ſchriftſtelleriſche Arbeiten hatte, er gab nur einige ſchlecht bezahlte Muſikſtunden und ſchien ſich nicht ſonderlich um Erlangung anderer zu mühen. Der Freundin Beſorgniſſe fühlte ich mit, in Hinſicht auf die eheliche Verbindung theilte ich ſie zwar nicht, deſto wärmer aber in Hinſicht auf die Exiſtenz zweier Perſonen, die mir nahe ſtanden, an denen ich herzlichen Theil nahm.

Es dunkelte, die Wächter riefen: on ferme les portes, wir brachen auf. Ich ſprach Muth und Hoffnung zu und bat mir zu vertrauen; ich hatte die reinſten

Abſichten. Herrman war noch nicht zurück, als wir in unſerer Wohnung ankamen; Helena ließ ſich bewegen im kleinen Gärtchen einige deutſche Lieder mit der Guitarre zu begleiten. Wenn ich lebhaft und ſehnſüchtig an Deutſchland erinnert werden, wenn ich mit Liebe und Glauben für Deutſchland fühlen will, ſo muß ich deutſch ſingen hören.

XIII.

Saisons in Paris. Geſellſchaftliche Verhältniſſe. Das Ceremoniell. Une soirée dansante. Geſellſchaften anderer Art und verſchiedener Claſſen.

Paris hat ſeine Saisons, wie die andern Haupt- und Reſidenzſtädte Europa's, namentlich London, und wie die Bäder. Mit dem beginnenden Jahre entwickelt ſich in Frankreichs Hauptſtadt das regeſte Leben, die großen Hôtels ſind bewohnt und erleuchtet, Geſellſchaften über Geſellſchaften, Diners, Soirées, Bälle; Equipagen raſſeln nach Concerten und Theatern; der Carneval nahet mit ſeiner wilden Luſt und Ungebundenheit. Der Frühling verändert dieſes Gemälde: die mildern Lüfte, die grünenden Bäume und Fluren entvölkern das nebelige Paris, entführen hohe und höchſte Herrſchaften. Wer nur irgend ein Landhaus beſitzt, oder miethen kann, geht nach der Campagne; feſſeln den Gatten und Vater Geſchäfte in der Stadt, ſo zieht die Familie allein fort, beide Theile finden fern von einander Unterhaltung und Zerſtreuung,

zuweilen ſehen ſie ſich am Sonntage, zuweilen öfter, zuweilen verlangen ſie gar nicht nach einander. Unglücklich iſt die Familie, die Paris um dieſe Zeit nicht verlaſſen kann, unglücklich wenn ihre Anweſenheit daſelbſt unumgänglich nöthig iſt, doppelt unglücklich, wenn die Mittel nicht erlauben auszuwandern. Im Mai, bisweilen erſt im Juni beginnt dieſe Wanderung. Adieu, Paris, du todte Stadt, eine Schande länger in dir zu weilen! Hin in die blühende Natur, nach Buſch, Park und Hain, um die — Geſundheit und den Geldbeutel zu reſtauriren. Reiche leben zwar auf dem Lande eben ſo luxuriös, als in der Stadt, geben Geſellſchaften, Bälle, Jagden, fetiren und bewirthen eine Schaar Herren, die keine Campagne beſitzen, Damen und Familien, die nur auf kurze Zeit Paris verlaſſen können, Fremde, welche Frankreich bereiſen. Viele Familien ſollen aber auf ihrer gerühmten Campagne ſehr eingezogen leben, das Nöthige entbehren, um im Winter in Paris glänzen zu können.

Der Sommer iſt für die Hauptſtadt, für die faſhionable Welt, die ſchlimſte Zeit. Drückende Hitze, Staub, wenig Geſellſchaften und Feten. Es iſt dann langweilig in der geprieſenen Welt und Modeſtadt, nur wer muß, zeigt ſich am Tage auf dem Pflaſter. Im Herbſt wird es wieder lebendiger, die Sonne glühet weniger heiß, die Feſte um Paris beginnen, Landparthieen werden arran-

girt, die Ausgewanderten kehren allgemach zurück, Fremde ſtrömen herbei, die italieniſche Oper wird eröffnet, Soirées, Bälle und Concerte nehmen ihren Anfang. Der Winter ſieht Paris in der ganzen Herrlichkeit, in Nebel, Regen und Schmutz, in gräßlichem Schmutz; die Geſchäfte gehn jetzt eifriger, die Wagen rollen ſchneller und häufiger, die Theater ſind voll, die berühmteren Reſtaurationen und Kaffehäuſer beſetzt, Geld, Verdienſt und Vergnügen überall!

In den ſechs Sommermonaten, wenn wir das Jahr in Sommer und Winter theilen, werden zwar auch Geſellſchaften, Feten und Bälle in Paris gegeben, denn viele Reiche, hohe Angeſtellte und Geſchäftsmänner können die Hauptſtadt nicht auf Monate verlaſſen, aber jene Feſte ſind bei weitem nicht ſo zahlreich und ſo ſplendide, als im Winter. Die Miniſter geben Soirées und diplomatiſche Diners, Marſchälle und Generäle bewirthen Offiziere und Civil, der Banquier fetirt, der Kaufmann ladet ſeine Kunden ein. Alles nur nothgedrungen, im Sommer gedeihen die Feſte in Paris nicht, für Bälle iſt es zu warm, für Soirées zu ſchwül, der Appetit fehlt bei den Mahlen, die Fröhlichkeit mangelt, die großen Geiſter, die ſchönen Damen, der Luxus und der Reichthum ſind auf dem Lande und ſeufzen nach der Stadt, aber die Mode verbannt ſie zur Einſamkeit und zur

Langenweile und wie kann man gegen die Mode ſündigen? viel eher gegen den heiligen Geiſt.

Zu einer Geſellſchaft gehören mehrere Perſonen, zu einer großen viele. Je größer die Geſellſchaft, je zahlreicher die Soirée, deſto mehr wird von ihr geſprochen; waren nur fünfhundert Gäſte zugegen, ſo geſchieht ihrer kaum Erwähnung, waren es zweitauſend, dann wird gelobt, bewundert, überall hört und liest man von der glänzenden Fete, die nur durch die Länge der Zeit, oder durch eine noch glänzendere in Vergeſſenheit geräth. — Die vornehmen, d. h. die reichen Familien bewohnen große Hôtels, deren Aeußeres die innere Pracht, den innern Raum, die Menge der Säle und Zimmer ſelten verräth. Gewöhnlich liegen die Hauptgebäude im Hof, nach der Straße zu befinden ſich Wohnungen für die Dienerſchaft, den Portier — in größern Häuſern heißt der Mann Concierge, in den größten le Suisse — die Küche, Ställe und Remiſen. Dies iſt in der Regel die Einrichtung bei den alten Hôtels der alten Ariſtokratie, im Faubourg St. Germain, theilweiſe in der Faubourg St. Honoré, dem Sitze der neuern Ariſtokratie und der Diplomatie, und auch ſonſt in verſchiedenen Stadtvierteln, in denen die Hohen dieſer Erde reſidiren. Neuere Palais, wie an den innern Boulevards du Nord, in der Chaussée d'Antin u. ſ. w. zeigen ihre prachtvollen Façaden, ihre

Balkone und hohen Fenſter häufiger dem Volke, die Bewohner derſelben ſcheinen ſich vor demſelben nicht mehr verbergen zu wollen, ihr Treiben, ihre Gelage die Oeffentlichkeit nicht fürchten zu müſſen, die Orgien des alten Regime ſind verbannt, oder werden ſehr im Geheimen begangen.

Die alten „guten Zeiten," denn Alles, was man verloren, ſteigt durch den Verluſt im Werthe, ſollen geſchwunden ſein; ich habe ſie nicht gekannt, kann ſie daher nicht beklagen. Die alte Etiquette iſt verbannt, wie die alte Tracht, neue, einfachere Coſtüme, neues, einfacheres Ceremoniell ſind an ihre Stelle getreten. Früher (wir ſprechen von der glücklichen Zeit unter Ludwig XV., und unter Ludwig XVI. bis zur Revolution), herrſchte Steifheit, wo jetzt Ungebundenheit, damals heuchelte man öffentlich und ſündigte deſto mehr im Geheimen; man ſündigt zwar jetzt auch noch, aber ſucht die Sünde nicht mit ſüßen Worten, übertünchenden Farben zu verdecken. Man ſpricht und bewegt ſich freier, in den Worten liegt mehr, es ſind nicht bloß fade Complimente und eingelernte Redensarten, man will durch Sprechen etwas ausdrücken. Ein Mann würde ſich ſchämen die Floskeln und Calembourgs anzubringen, die ehedem Furore machten, einen Witzling oder Schöngeiſt bekundeten; die Frau ſpricht jetzt noch, wie vormals, viel und Manches ohne Sinn und wird ewig dieſe Fehler behalten, aber ſie

brüſtet ſich nicht mehr öffentlich mit ihrer Unwiſſenheit, ihrer Armſeligkeit, ihrer Schaamloſigkeit, die Frau will heute gebildet ſein und mitſprechen können.

Das geſellige Leben hat in Frankreich große Fortſchritte gemacht, es geht Hand in Hand mit der Politik. Vor der Revolution war es ſteif, ceremoniell, herzlos, duftend wie der Hof — die Höflinge, die Maitreſſen, wie die Monarchie; während der erſten Revolution ward es freier, nur zu frei, Grobheit war Republikanismus, Ungebildetheit Natur, Rohheit Freiheit; die alten Trachten ſchwanden mit den alten Sitten, Mann und Weib kleideten ſich nach dem Vorbilde griechiſcher und römiſcher Republikaner: anſtatt der Reifröcke kurze, anliegende Kleider, ſtatt Gold und Silber einfache Gewänder, oft nur eine Blouſe, oft indecent; lange oder kurzgeſchnittene Haare traten an die Stelle der Perrücken, manches Lächerliche neben manches Gute. Unter dem Kaiſerthume neue Sitten, neuer Glanz, viel wurde von dem Alten entlehnt, vieles neu erdacht, neu erſchaffen, Steifheit neben Geiſt, Pracht neben Größe. Die Reſtauration näherte ſich dem alten Regime, die jüngſte Revolution der ältern Schweſter. Nach den Julitagen ſtanden die weiten Salons in der faubourg St. Germain leer, es füllten ſich die in der Chaussée d'Antin, rue Laffitte, in der faubourg St. Honoré. Gallakleider, betreßte und geſtickte Uniformen

ſchienen mit Karl X. entflohn zu ſein, einfache, bürgerliche Tracht, meiſt ſchwarz, für die Männer; für die Damen neue Moden, einfach und bunt, Flitter und Juwelen, denn die Damen, zumal die plötzlich in die Höhe gekommen, wollen ſich zeigen. Die Frauen der neuen Miniſter prangten mit denen der Banquiers um die Wette, Glanz mußte die Geburt, Reichthum die Ahnen erſetzen. Doch die Geſellſchaften waren geſellig, der Ton frei und herzlich, Jeder hatte Zutritt, der empfohlen war, oder ſich empfehlen konnte, denn man mußte die großen, neuen Salons anfüllen. Künſtler und Schriftſteller wurden vorgeſucht und eingeladen; der alte Adel erſchien nämlich nicht, der neue war noch zu unvollzählig, zu unſicher, ohne Tact. Es war eine gute Zeit, als Ludwig Philipp im Palais royal offene Tafel hielt, als ſeine Anhänger ihm nachahmten. Verbannt ſchien alle nichtsſagende Etiquette, jedes ſteife Ceremoniell, Herzlichkeit und Frohſinn belebten alle kleinern und größern Zirkel. Die alte Legitimität wurde verhöhnt und vernachläßigt, mit Abſicht ſuchte man von den ihrigen verſchiedene Sitten und Gebräuche auf, das Alte war lächerlich, das Neue gut, weil es neu.

Bald und dieſe Verhältniſſe ſchwanden. Der Hof zog ſich zurück, ihm folgten die hohen Würdeträger, die Geldariſtokraten, das reiche Juste-milieu. Sie näherten

ſich den jüngſt vernachläßigten Legitimiſten; jetzt zogen ſich dieſe zurück, feierten ihre Gelage unter ſich, unter Gleichgeſinnten, unter alt adeligem Blute, blickten mit Verachtung auf die Emporkömmlinge unter der neuen Ordnung, blieben ihrem politiſchen und religiöſen Glauben, der alten Etiquette und Förmlichkeit getreu. Zur Zeit ſoll eine Annäherung zwiſchen der alten und neueren Ariſtokratie, zwiſchen Karliſten und Louis-Philippisten, oder Legitimiſten und Juste-milieu, oder — doch laſſen wir dieſe Nomenclaturen — verſucht ſein, das Reſultat iſt noch nicht bekannt, aber kaum anzunehmen, daß eine Ausſöhnung Statt findet, und wäre dies ſelbſt der Fall, daß die Freundſchaft lange währt, denn beide Theile haben ſich zu viel vorzuwerfen, haben die gegenſeitigen Intereſſen zu ſehr gefährdet und beeinträchtigt.

Wäre die neue Ariſtokratie nicht dem größten Theile nach gebildet, theilweiſe ſogar liberal, fürchtete ſie nicht allzuſehr eine andere Regierungsform, bei welcher ſie nur verlieren könnte und würde und hielte ſie dieſe Furcht nicht vor dem Mißbrauche ihres Anſehns, ihres Einfluſſes und Reichthums ab, ich glaube in der That, die alte Ariſtokratie wäre ihr vorzuziehn. Ueberſehe man vieles Altmodiſche und Steife in deren Weſen und Benehmen, man wird bei ihr Edelmuth, Aufopferungsfähigkeit, Treue und Würde in einem höhern Grade finden, als bei den

dermaligen Geldariſtokraten und Bureaukraten, größten=theils Emporkömmlinge, die Alles thun, um in dem Beſitze ihrer Schätze und Stellen zu bleiben, die mit gleicher Anhänglichkeit Ludwig Philipp, dem Herzog von Angoulême, Heinrich V. und der Republik zu dienen verſprechen, jeder Regierungsform huldigen und ſchwören würden. Exempla sunt odiosa; ſchlagt in der Geſchichte nach.

Wohlthätiger, als auf die hohen und höchſten Claſſen haben Zeit, Politik und fortſchreitende Bildung auf die geſelligen Verhältniſſe der mittlern und untern eingewirkt. Welche Verſchiedenheit zwiſchen den Bürgern von 1789, ſelbſt vor 1830 und denen von heute! Betrachtet und vergleicht nur die beiden Revolutionen, wie wütheten Volk und Pöbel in der erſten, wie gemäßigt und edel bewieſen ſie ſich in der zweiten. Das franzöſiſche Volk hat viel erfahren, viel gelernt, es ſchreitet wacker vorwärts, mit der intellectuellen geht die ſittliche Bildung Hand in Hand. Der franzöſiſche Bürger, ich begreife hierunter die ganze Mittelclaſſe, iſt bieder, herzlich, zuvorkommend, er iſt leicht empfänglich und aufbrauſend, bald wieder beſänftigt, etwas leichtgläubig und gutmüthig, ſparſam, oft geizig, in vielen Fällen aber auch mittheilend und aufopferungsfähig. Er kennt und liebt die Annehmlichkeiten des Lebens; geht in ſeine Wohnung, betrachtet ſeine Prunckzimmer, Ihr werdet ſtaunen ob der

Eleganz, der gefälligen Einrichtung, häufig ob der Pracht. Dieſe Mittelklaſſe liebt über Alles Geſellſchaften, Bälle, Muſik und Theater; die fröhlichſten, traulichſten Diners und Soirées finden wir bei und unter ihnen.

Das Volk iſt faſt überall daſſelbe, einzelne Verſchiedenheiten bieten ſich in jedem Staate, in jeder Provinz. Hier herrſcht Armuth, dort Reichthum, in dieſem Lande Aufklärung, in jenem Finſterniß und Pfaffenthum, in der einen Provinz wird vorzugsweiſe Ackerbau und Viehzucht, in einer andern Handel, Manufacturen und Fabriken betrieben. Jede dieſer Beſchäftigungen prägt dem Volke einen eigenthümlichen Character auf, Boden, Clima und Staatsverfaſſung üben außerdem noch einen entſcheidenden Einfluß. Der Provencale iſt bigott, faul, ungebildet, mißtrauiſch und unhöflich; der Normann und Bretagner bäueriſch, bieder, tapfer und gaſtfrei; Elſaßer, Burgunder und Lothringer verläugnen die deutſche Abkunft nicht, ſie ſind arbeitſam, ſparſam, gutmüthig, etwas einfältig; die Nachbarn Spaniens haben viel vom Character des angränzenden Volks; die Küſtenbewohner ſind ſpeculativ und Handelsleute, im Innern Frankreichs finden wir allein den wahren Typus des franzöſiſchen Volks: nicht zu fleißig und gerade nicht faul, leichtſinnig und gutmüthig, geſellig, oft ausgelaſſen, indifferent für Religion, Enthuſiaſten für Politik, raiſonnirende Schwätzer,

die aber zahlen und gehorchen, gute Eheherrn und Familienväter. — —

Es werden, wie leicht begreiflich und ſchon angedeutet, auch in den Sommermonaten Feten, Diners, Soirées und Bälle in Paris gegeben. Sind die Gaſtgeber häufig im Winter verlegen ihre weiten Salons mit Geladenen anzufüllen, um ſo mehr im Sommer, wenn die Reichen, die Schriftſteller, der Adel, die Künſtler auf dem Lande, oder auf Reiſen ſind. In Ermangelung würdigerer Gäſte hat jetzt Alles Zutritt, was nur einigermaßen präſentabel iſt; ſo leicht Ihr im Winter eingeführt werden könnt, um ſo leichter jetzt, da es an Menſchen, an Spielern, Tänzern, Faſhionables, Dandys, an Damen und Demoiſelles fehlt. Laßt Euch durch irgend einen Bekannten in eine Familie einführen, oder gebt nur Eure Karte ab, oder geht gerade zu in die Soirée, zu dem Ball, Ihr ſeid willkommen, ſobald Ihr anſtändig gekleidet ſeid und Euch leidlich zu benehmen wißt. Nichts iſt mit weniger Umſtänden verknüpft, als in Paris Zutritt in die erſten Häuſer zu erhalten, nichts jedoch iſt langweiliger und koſtſpieliger, als ſie oft zu frequentiren.

Um dem gütigen Leſer eine Vorſtellung von einer Pariſer Soirée zu geben, will ich einfach und treu diejenige beſchreiben, zu welcher ich als Aushülfe gegen Ende des Sommers invitirt ward. Die gaſtirende Familie

kannte ich kaum dem Namen nach, wußte nicht einmal wo ſie wohnte; einer meiner Bekannten war von ihr beauftragt junge Männer, beſonders Tanzkundige aufzufinden: unter dieſe Remonte paſſirte meine Wenigkeit. Mehrere Tage vor dem Feſte erhielt ich einen lithographirten Einladungsbrief: **Monsieur et Madame N. N. invitons** **de vouloir bien passer la soirée du** **chez eux. Paris ce** **1836. P. S. On dansera.** Die leeren Stellen waren mit meinem werthen, falſchgeſchriebenen Namen und mit den Daten ausgefüllt. Ich beſchloß hinzugehn; das Vergnügen koſtete zwar, die Fuhre hin und zurück, die Handſchuhe und den Friſeur eingerechnet, wenigſtens zehn Franken, dafür hatte ich aber Erfriſchungen, freie Muſik, freien Tanz und das Zuſehn bei dem **Ecarté**ſpiele.

Um 9 Uhr rollte ich mit einem **Cabriolet de remise** durch das hohe Thor des **Hôtels** X. Alles war hell erleuchtet, Fenſter, Flur und Hof. Equipagen hielten in letzterem, kamen und fuhren ab, bei jeder Bediente, die aber nur ihre Herrſchaften bedienten; mich half Niemand beim Ausſteigen. Mein Kutſcher war bezahlt, ich ging in das **Hôtel**. Glänzende Erleuchtung, die Marmortreppe mit reichen Teppichen belegt, Marmorſtatuen, Blumen und Orangeriebäume an den Seiten, aber keine Seele, die mich führte, die ſich meiner annahm. In der bel

étage ſtanden die Flügelthüren eines großen Vorſaals offen, auf rothſammetnen Bänken und Seſſeln ſaß ein Dutzend reichgekleideter, gepuderter und bezopfter Diener, die ſich bei meiner ſimplen Erſcheinung ſämmtlich erhoben. Der Oberceremonienmeiſter frug nach meinem Namen, ſchritt dann mit Würde zu den nächſten Flügelthüren, öffnete und ſchrie meinen Namen in den Saal hinein. Ich trat ein. Faſt wäre ich zurückgewichen, der Glanz der Kronleuchter, welcher ſich in Wandſpiegeln und Trumeaux hundertfältig brach, und der Anzahl von Wachskerzen auf ſilbernen Arm- und Wandleuchtern blendete meine ohnehin ſchwachen Augen. Ich mußte mir Gewalt anthun; mit Heldengröße durchſchritt ich mehrere Salons, blickte nicht um mich, um nicht aus dem Concepte zu fallen und die feine Anrede an die Dame des Hauſes zu vergeſſen, ich ſah weder auf Menſchen, noch Sachen; endlich erreichte ich das Zimmer, wo die Frau vom Hauſe auf glänzendem Seſſel, umgeben von Weihrauch ſpendenden Herren und duftenden Damen, thronte. Da behalte Einer ſeine Contenance! Ich nahete mich mit zwei bis drei ſchulgerechten Verbeugungen der Königin, die ich zum erſten Male ſah, wie ich von ihr wahrſcheinlich auch noch nie geſehn und bemerkt worden war. Aber meine Anrede war vergeſſen, ich blieb förmlich ſtecken; nachdem ich Madame ziemlich hörbar geſagt, ſtammelte

und murmelte ich noch einige Worte, die ich ſelbſt nicht verſtand. Doch das iſt wieder Mode: iſt man nicht genau bekannt, oder eine Celebrität, ſo begnügt ſich die empfangende Dame mit ſtummen Verbeugungen; der Herr des Hauſes verlangt dieſe Aufmerkſamkeit gar nicht einmal. Nach meiner Repräſentation, die ſehr gnädig und ſehr kurz war, blieb ich mir ſelbſt überlaſſen, ich konnte von nun an ohne gêne thun und laſſen, was mir beliebte. Zugleich war durch jenen Act meine Aufnahme in die Soirées der Xſchen Familie bedingt, von nun an durfte ich ohne Einladung alle Soirées und Bälle, die nicht en famille oder ganz extra waren, frequentiren. Hieraus iſt abzunehmen, wie außerordentlich leicht der Zutritt in die vornehmſten, reichſten Häuſer iſt, in zwanzig derſelben eingeführt und aufgenommen zu werden iſt das Werk einer Woche, und ſeid Ihr einmal in zwanzig bekannt, ſo hält es nicht ſchwer es in hundert andern zu werden. Dann ſteht es Euch frei täglich eine Soirée zu beſuchen, genügt Euch eine nicht, ſo wandert, oder fahrt von dieſer zu einer andern, behagt es Euch hier nicht, zu einer dritten und vierten, denn Ihr könnt kommen und gehn, wie es Euch beliebt, von 9 bis 3 und 4 Uhr Morgens ſtehn die Salons offen. Dieſe häufigen Wanderungen und Wechſel ſind nicht auffallend, nicht bloß Herren findet man an einem und demſelben Abend

an drei und mehr verſchiedenen Feſten, ſondern auch Damen, denn ſehr lange an einem Orte zu bleiben, namentlich wenn man nicht zu den Intimen gehört, iſt gar nicht ſehr faſhionable.

Betrachten wir nun die Salons und Zimmer des Xſchen Hôtels, welches durch ſeine Eleganz, durch die Gaſtfreundſchaft der Beſitzer einen nicht unbedeutenden Ruf in Paris genießt. Zwölf bis funfzehn Säle und Zimmer ſtehn den Gäſten offen, deren wohl tauſend bis zwölfhundert hier Platz finden. In zwei großen Sälen wird getanzt, in einem dritten Ecarté, ſeltener ein anderes Kartenſpiel, geſpielt, in einem vierten ſoupirt, was jedoch nicht bei jeder Soirée geſchieht; in dieſem vierten befindet ſich das Buvette, wo Ihr wie in einem Wirthshauſe Eſſen und Trinken fordern könnt. Weine, Punſch, Limonade, Backwerk, Gefrornes, Eingemachtes u. ſ. w. wird Euch von den Dienern mit Artigkeit und prompt auf Euren Befehl verabreicht, andere Diener tragen auf ſilbernen Präſentirtellern Erfriſchungen in den Sälen umher, denn die Damen können nicht wohl an das Buvette gehn. Doch zuweilen geſchieht es auch, denn hier genirt ſich Keiner vor dem Andern, man kennt ſich nicht, und Unbekannten gegenüber erlaubt man ſich mancherlei. Aus den Sälen, die durch Kron- und Wandleuchter erhellt, getäfelt und gebohnt, mit ungeheuern Spiegeln, Gemälden

und reichen Vorhängen geſchmückt, aber nur mit wenig Meubles beſetzt ſind, gehen wir in die anſtoßenden Zimmer, die meiſt von ältern Damen und politiſirenden Herren eingenommen werden. Dieſe Zimmer ſind prachtvoll, Alles was man hier ſtehen und hängen ſieht iſt prächtig und ſchön, ein geläuterter Kunſtgeſchmack hat dafür geſorgt dieſen Räumen einen nicht nur glänzenden und bloß heitern, ſondern zugleich ſinnreichen Schmuck zu geben. Feine Teppiche, häufig aus den kunſtreichen Gobelins für ungeheuere Summen erkauft, mit den ſchönſten Zeichnungen und Farben, bedecken den Boden und entſprechen vollkommen den niedlichen Füßen, welche ſie betreten und deren Muſter ſich allein in Paris befinden; die Wände ſind mit vollendeten Gemälden berühmter Künſtler behängt, oft ſtatt der Tapeten oder ſonſtigen Wandbekleidungen mit Fresko- und Oelmahlerei geziert, Arabesken ſchmücken den Fries, welcher die gemalte Decke zu tragen ſcheint. Das eine Zimmer ſchimmert in Gold, hier prangen große köſtliche Rahmen, Uhren, Vaſen, vergoldete Meubles; das nächſte iſt einfach, aber nicht weniger reich, die theuerſten Stoffe decken Boden und Wände, die reichſten Vorhänge, von kunſtreicher Hand in zierliche Falten und Verſchlingungen geordnet, ſchmücken die Fenſter, ſinnreich nachgeahmte Meubles aus alter Zeit ſind geſchmackvoll vertheilt. Dieſe Abwechſelung von Glanz

und Einfachheit, von Modernem und Antikem giebt den Salons das Gepräge einer heitern Pracht, die ganze Dekoration gewährt den Sinnen eine wohlthuende, unterhaltende Zerſtreuung. Unſer deutſcher Luxus iſt im Vergleich mit dem Pariſer ſo kleinlich, ſchwerfällig und alltäglich, daß wir uns nicht wohl eine richtige Idee von dieſer Pracht und Gemächlichkeit machen können. Die Pariſer Reichen wiſſen ihre Schätze anzuwenden, kommt her ihr deutſchen Cröſus, um es von ihnen zu lernen, ihr genießt euren Reichthum nur halb.

Außer den Sälen und Prunkzimmern fallen uns beſonders noch die Bibliothek, das Billard und das Schlafzimmer auf. In erſterer finden wir eine ausgewählte, reich eingebundene Bücherſammlung, die neueſten Journale, Kunſt- und Modeblätter und eine Auswahl der neueſten Kupferſtiche, Lithographien, Carricaturen u. ſ. w. Dieſes Gemach iſt, wie das Billard und die Schlafſtube, an einem der äußern Enden der Zimmerreihen, in dieſen drei Piecen geht es ruhiger, weniger geräuſchvoll zu, man kommt hier zu ſich, kann denken, leſen, Billard ſpielen und in dem Sultanähnlich decorirtem Schlafgemach über Liebe, Ehe, Genuß träumen. Das Schlafzimmer iſt vielleicht das glänzendſte unter allen. Wie, läßt man in dem ſittenloſen Frankreich Gäſte, Fremde in das Allerheiligſte, in das Schafzimmer dringen? Ja, ihr Herren

und Damen, das geſchieht, die Schlafzimmer ſind aber ſo beſchaffen, daß man jene Indiscretion ſich erlauben darf, Ihr ſehet in ihnen Alles in Ordnung, reinlich, prächtig, Ihr bemerkt weder Leintücher, Handtücher, ſchmutzige Wäſche, Waſchbecken noch andere Gefäße; man kann in einem franzöſiſchen Schlafzimmer Fremde, Prinzen und Herzöge empfangen, ſie werden hier auch empfangen und ich ſehe nichts Unſchickliches darin. Nur das Himmelbette mit Seidengardinen umzogen, mit Gold und Silber geſtickt, mit Gold- und Silberquaſten behangen, erinnert Euch, daß Ihr in einem Schlafgemache ſeid, ſonſt nichts; ſchlagt die Bettvorhänge zurück, Ihr erblickt auch nur Seide und Gold, Ihr glaubt vor einer umhängten Ottomanne zu ſtehn. Wollt Ihr Euch weiter umblicken, nach den Meublen, Teppichen, Vorhängen, Gemälden, nach den Uhren, Vaſen, Blumen und Statuen — — Die alten Griechen ſtellten in ihre Schlafzimmer die ſchönſten Figuren, hingen die gelungenſten Gemälde in ihnen auf. Die alten Griechen ſollen ſchöne Kinder gehabt haben und ſelbſt ſchön geweſen ſein: die modernen Franzoſen ahmen ihnen in der Ausſchmückung der Schlafzimmer nach, doch die Schönheit des Körpers und Geiſtes läßt ſich ſchwerer erzielen, als die der Zimmer, obgleich ich, wie ſchon früher bemerkt, nirgends ſchönere Kinder geſehn habe, als in Pa-

ris. Dies gilt beſonders von denen der höheren Claſſen. Begeben wir uns, nachdem wir die Säle und Zimmer gemuſtert haben, zu der Geſellſchaft. Hier wird in bunter Weiſe geplaudert, das ſind Bekannte, dort ſtehen und becomplimentiren ſich Damen und Herren, um ſich kennen zu lernen, oder für einen Tanz zu engagiren; in jenem Zimmer gähnen und langweiligen ſich die Alten, daneben ſchäkern Junge; im Spielſaale drängen ſich Spieler und Neugierige um die Ecartétiſche, da rollt Gold und Silber, da fliegen Bankbillette. Wollt Ihr ſpielen? Setzt Euch nicht an die Tiſche, die Spieler ſind zu gewandt, zu erfahren, ich mag nicht mehr ſagen; macht es wie die Meiſten, parirt für den Einen der beiden Spieler, ſetzt fünf Franken, weniger wäre auffallend, mehr gewagt. Doch wie Ihr wollt, findet Ihr Pointeurs gegen Euch, die Eueren Ausſatz annehmen, ſo haſardirt, wenn Ihr die Mittel habt, vor Betrug ſeid Ihr in der Regel ſicher, in der Regel, denn ſelbſt in die höchſten Zirkel ſchleichen ſich Gauner und chevaliers d'industrie *). Alſo Vorſicht hier, wie überall!

*) Ein reicher Nordamerikaner, der in einem der letzten Winter nach Paris kam und mehr wie fürſtlichen Luxus trieb, gab eine glänzende Soirée. Während derſelben verlangte ein Fremder den Nordamerikaner zu ſprechen: er eröffnete dieſem,

Gehn wir in die Tanzſäle, vorher, wenn Ihr erlaubt, zu dem Buvette. Man frägt uns, was zu unſern Dienſten ſtehe, Eis liebe ich nicht, Süßigkeiten noch weniger, un verre de champagne frappé, s'il vous plaît. Wie iſt dieſer Champagner ſo trefflich und ſo wohlfeil, nur Schade, daß man nicht mehr und öfter fordern kann. — Die Tänzer bewegen ſich langſam und förmlich in einem ennuyanten Contretanze. Nennt Ihr das tanzen? Die Herren gehn, die Damen ebenfalls, nur bisweilen wagt ein jüngeres Paar einen Sprung, ein pas de pas, ein en avant oder en arrierè, da glaube ich, daß man die halbe Nacht tanzen kann, ohne ſich zu ermüden. Die

---

daß er von dem Polizeipräfecten beauftragt ſei ihn zu benachrichtigen, daß ſich eine Gaunerbande in ſeine Salons eingedrängt habe, ſei es der Herr zufrieden, ſo wolle der Präfect ihre Entdeckung bewerkſtelligen. Der erſtaunte Wirth gab, nachdem er ſich von der Aechtheit des Miſſionärs überzeugt hatte, ſeine Einwilligung. Bald erſchien eine Anzahl ſehr anſtändig gekleideter, meiſt decorirter Herren: es waren Gisquet's Trabanten, Diener der geheimen Polizei. In weniger als einer halben Stunde waren die Gauner entdeckt; der Eine hatte mehrere Geldbörſen, der Andere Uhren und Theelöffel, der Dritte Brieftaſchen entwendet u. ſ. w. Der Nordamerikaner ſchickte, nachdem ſeine beſtohlenen Gäſte ihr Eigenthum wieder bekommen hatten, dem Herrn Präfecten, außer einem perſönlichen Geſchenk, 10,000 Franken für die Armen und eine beträchtliche Summe für die ſchlauen Diener der geheimen Gerechtigkeit.

leidigen Contretänze, wenn ſie nur aus der Mode kämen, die Leute ihrer überdrüßig würden. Aber ſie kennen leider keine andere Tänze, im Walzer werden ſie ſchwindelig, beim Gallopp halten ſie keinen Tact. Doch horcht! im andern Saale wird gewalzt. Wer walzt aber und wie wird gewalzt! Alte Weiber, wenigſtens durch die Bank verheirathete: Einige walzen leidlich, Andere miſerabel, Alle auf einmal — geht nach einer deutſchen Kirchweihe, ihr eingebildeten Franzoſen, und lernt walzen. Soll ich mich zeigen, mich bewundern laſſen? Da ſitzt eine Dame entre les deux ages, die ſagt vielleicht zu, posito wenn ſie walzen kann. Madame, pourrais-je avoir l'honneur pour cette valse? — Volontiers, Monsieur. Die Dame tanzte gut, es ärgerte mich, daß man uns nicht mehr Aufmerkſamkeit, mehr Bewunderung zollte. Ich machte meiner Tänzerinn Complimente ob ihres trefflichen Walzens, ſie nahm ſie verdienter Maßen an und fügte hinzu: les Français ne savent pas valser. Alſo keine Franzöſinn, denn ſonſt würde ſie ihre Nation nicht herabſetzen. Die Dame war ſchlauer und beobachtender als ich, ſie kam mir zuvor und ſagte im beſten Deutſch, daß ſie wohl die Ehre habe einen Landsmann vor ſich zu ſehn. Alſo hat die Frau an deinem linkiſchen Aeußern den Fremdling, an deinem einfältigen Geſichte den Deutſchen erkannt! Es iſt um raſend zu werden, überall wird

man erkannt, man kann ſich nicht genug zuſammennehmen und verſtellen. Von nun an will ich auch nie wieder ein Anderer ſcheinen, als ich bin, ich will als Deutſcher leben und ſterben.

Nach dem Tanze verſuchte ich mein Glück im Ecarté, mit fünfzehn Franken Gewinnſt zog ich ab; hätte ich mehr als zwei Mal im Anfange verloren, ſo wäre meine Kaſſe geſprengt worden. Nochmals ging ich zum Buvette und dann fort, ohne von irgend einer Seele Abſchied zu nehmen, ohne gute Nacht, oder vielmehr guten Morgen zu wünſchen. Die Bedienten im Vorſaale ſtanden wieder wie nach Commando auf, als ich bei ihnen vorbeiſchritt; in ihren Augen gilt jeder Unbekannte gleichviel, der Millionär wie der Lump, Keiner giebt ihnen ein Trinkgeld, das wäre gegen den Anſtand.

Von dieſer Soirée dansante ſind die muſikaliſchen Abendgeſellſchaften, in denen ſich Künſtler und Dilettanten hören laſſen, die Soupers, welche gewöhnlich erſt nach Mitternacht eingenommen werden, und die Diners gänzlich verſchieden. Zu den muſikaliſchen Soirées werden in der Regel nur nähere Bekannte, Muſikverſtändige und Muſikkundige eingeladen, die ihr Abendeſſen durch Singen und Spielen verdienen müſſen. Die Soupers folgen oft dieſen Muſik- und Singvereinen, bisweilen

auch den Soirées dansantes. Die Dîners beginnen um ſechs und enden um neun Uhr, es ſind die glänzendſten und koſtſpieligſten Geſellſchaften, zu denen der Zutritt nicht ſo leicht iſt, als zu den Soirées. Déjeuners werden zur Zeit häufiger gegeben, der öſtreichiſche Geſandte, Graf Appony, ſoll dieſe Mode in Aufnahme gebracht und die ſplendideſten Frühſtücke gegeben haben. Ob auch zu Déjeuners dînatoires, nach zwölf Uhr, eingeladen wird, weiß ich nicht, mir iſt dieſe Ehre noch nicht wiederfahren, ich kann mich nicht einmal rühmen von dem öſtreichiſchen Geſandten invidirt worden zu ſein und bin doch ſein Landsmann!

Weniger glänzend und zahlreich, aber jovialer und vergnüglicher ſind die Soirées und Geſellſchaften der Mittelklaſſe, der bourgeoisie, d. h. der Kaufleute, der Angeſtellten zweiten Ranges, der Advocaten, Notaire, Aerzte, Künſtler, Gelehrten u. ſ. w. Die Berühmtern und Reichern dieſer Leute rechnen ſich zwar auch zu den hauts personnages, zu der haute volée, die Mehrzahl jedoch bleibt in ihrer Sphäre, und ſie thut wohl daran, ſie iſt nicht den Intriguen, den Critiken, dem Aufwande und der Langenweile der großen Welt ausgeſetzt. Man kann in der Regel annehmen, daß ſich die Mitglieder einer Geſellſchaft, die hundert Perſonen zählt, beſſer amüſiren, als einer Geſellſchaft von tauſend. Dort iſt man unter

Bekannten, oder wird bald bekannt, hier meiſt unter Unbekannten, dort wird man beſſer bewirthet, beſſer unterhalten, nicht ewig gedrängt und geſtoßen, wie es in den großen Soirées der vornehmen Pariſer der Fall iſt. Der Zutrit zu den Geſellſchaften der Mittelklaſſe iſt jedoch bedeutend ſchwieriger, als zu denen der Reichen, ohne nähere Bekanntſchaft, Geſchäftsverbindungen, oder ſpecielle Empfehlungen wird Niemand zugelaſſen. Die Dîners in den Häuſern ſind, Bedienung, Tafelſervice und Local abgerechnet, gewiß eben ſo ſplendide, als in den Hôtels und Palais; die Franzoſen ſtrengen ſich bei einem Gaſtmahle ſtets an, da darf nichts fehlen, was ſelten, theuer und neu iſt. Die Menge der Gerichte ſetzt den Deutſchen in Erſtaunen, er kennt gewöhnlich die Hälfte nicht; Weine ſind von allen Qualitäten da, werden aber nur mäßig genoſſen, meiſt mit Waſſer verdünnt. Champagner darf nie fehlen, Trüffeln eben ſo wenig.

In den Soirées der mittlern Klaſſe wird auch getanzt, gewöhnlich nach einem Piano. Dieſes Inſtrument genügt den Tänzern und der Größe des Tanzſaals. Walzer und Galloppaden kommen in dieſen Zirkeln immer mehr auf, man übt ſich in ihnen und findet Geſchmack daran. Ein Spielzimmer vermißt Ihr ebenfalls nicht, hier könnt Ihr ohne Beſorgniß ſpielen und pariren, Ihr ſetzt nach Belieben und habt keine Gauner, höchſt ſelten

chevaliers d'industrie zu befürchten, denn dieſer Menſchenraçe begegnet Ihr in Paris überall, ihr iſt nicht zu entgehn, nicht in den Tuilerieen, nicht in den Geſellſchaften aux Marais, welches bekanntlich die einfachſten, friedlichſten und ſpießbürgerlichſten in Frankreichs Hauptſtadt ſind.

Wollen wir noch die Geſellſchaften und Feſte der unterſten Klaſſen, der Handwerker und Arbeiter erwähnen, ſo können wir, ſo viel uns bekannt, nur Rühmliches von ihnen berichten. Ausnahmen machen diejenigen, welche bei den marchands de vin in der Stadt und in den Kneipen vor den Barrieren Vergnügen und Zerſtreuung ſuchen, der ordentliche Ouvrier bleibt in ſeiner Wohnung, ladet Freunde ein, beſucht ſie und läßt ſich höchſtens alljährlich zu einigen Landpartheieen durch ſeine Ehehälfte und ſeinen Nachwuchs beſtimmen.

XIV.

Frankreich und England. Das Marsfeld. Wettrennen. Le Combat. Montfaucon.

Frankreich und England, die beiden reichſten und mächtigſten Staaten der Erde, jenes groß und ſtark durch ſeine Lage, durch die Zahl und den Geiſt ſeiner Bewohner, durch ſeine Erinnerungen, ſeine Heere und ſeine Flotte, welche an Zahl die zweite, in Hinſicht der Bemannung und Führung die dritte unſeres kriegsluſtigen, blutdürſtigen Planeten iſt; dieſes unangreifbar, eine fruchtbare Inſel, beſchützt durch mächtige, gefürchtete Flotten, durch den Freiheitsſinn und Patriotismus ſeiner Bewohner, durch ſeine Reichthümer, ſeine Verfaſſung — Frankreich und England, die verbunden dem Erdball Geſetze vorſchreiben könnten, in Feindſchaft, das eine nur durch Mitwirkung des andern beſiegt werden kann: dieſe beiden Reiche ſtanden ſeit uralter Zeit in Fehde, oft in blutigem, verderblichen Kriege; ruhten die Waffen, ſo machte ſich die alte Feindſchaft, der gegenſeitige Haß und die ſtete Eiferſucht, — denn wie ſie mächtig und ſtark an phyſi-

ſcher Kraft, waren ſie es auch in Wiſſenſchaft und Kunſt, — in Worten und Schriften Luft: ſchwiegen die Kanonen, ſo ſchrie und kämpfte die Preſſe. In beiden Ländern war Preßfreiheit, auf der Inſel unbedingt, in dem Continentalreiche oft beſchränkt, oft modificirt, aber ſtets unbeſchränkt, wenn es einen Angriff, eine Schmähung gegen den andern Staat galt. Wie viel Blut, wie viel Millionen hat dieſe Nationaleiferſucht zwiſchen England und Frankreich gekoſtet, was war der Nutzen, das Reſultat? Beide Reiche ſind verſchuldet, vieler ihrer beſten Bürger beraubt, beide ſtehn heute ungeſchwächt da, unerſchöpflich, wie ſie ſind, an innern Hülfsquellen, beide betrachten ſich von Neuem mit neidiſchem Auge, die Völker haben ſich zwar ſeit der Julirevolution in Frankreich genähert, aber die Regierungen entfremden ſich täglich mehr, die Quadrupelallianz iſt ein nur lockeres Band, Politiker weiſſagen nahe Stürme: Frankreich ſoll ſich in dem Grade von England entfernen, als es ſich dem entlegenen Oſten und Norden nähert.

Die Julitage fanden in England einen Anklang, eine Theilnahme, die noch nicht geſchwunden. Das engliſche Volk, das eiferſüchtigſte auf ſeine Freiheit und, obwohl egoiſtiſch, doch von dem Wunſche beſeelt, daß Alle einer glücklichen, weiſen Freiheit genießen, immer bereit dieſe Sympathie mit Blut und Gold zu bekunden — wir

ſprechen vom Volke — war enthuſiasmirt, es reichte dem alten Feinde die Hand, ſchüttelte ſie ſeit Jahrhunderten zum erſten Male treu und bieder und rief in ſeiner Freude, nun kommt ihr Andern Alle, wir fürchten euch nicht mehr, wir ſtehn mit Frankreich im Bunde! Die Freude war groß, die Illuſion ſchwand aber bald; blieben die Völker dem Handſchlage treu, die Regierungen hielten ihn nicht für verbindlich, ſie entfremdeten ſich mehr und mehr: Frankreich trägt die meiſte Schuld.

Ohnerachtet jener Eiferſucht und Feindſchaft ſtanden die beiden nur durch einen Meerarm getrennten Nationen, wenige Unterbrechungen abgerechnet, von jeher in einem engen Verbande. Handel und geiſtiger Verkehr, Künſte und neue Erfindungen, ähnliche Verfaſſungen, gemeinſame Intereſſen näherten die beiden Völker, welche die Politik trennte, die Politik allein und alte Vorurtheile. Aber Politik und Vorurtheile waren nicht hemmend genug für Frankreich engliſche Sitten und Gebräuche anzunehmen, engliſche Producte zu conſumiren: für England, Sitte gegen Sitte, Mode gegen Mode, Waaren gegen Waaren auszutauſchen. Engländer zogen in Schaaren nach Frankreich, Paris war ihr Einigungspunct; die Franzoſen kamen ſeltener über den Canal, denn ſie lieben das Reiſen nicht und fürchten in England überdies verkannt und nicht verſtanden, vernachläßigt und übertheuert

zu werden. Nach 1830 ward es plötzlich anders: die Inſulaner kamen noch häufiger nach dem ſtets geſchmähten, aber nicht zu entbehrenden Frankreich, Franzoſen pilgerten nach England, die beiden Völker näherten und befreundeten ſich durch ihre gegenſeitigen Repräſentanten, man befleißigte ſich hier mit Eifer der franzöſiſchen Sprache, Sitten und Eigenthümlichkeiten, dort der engliſchen, man ſah, daß man zuſammenleben und ſich vertragen könne, ſah, daß man früher im Irrthum befangen geweſen.

Waren ſchon früher, zu Zeiten der Feindſchaft und des Kriegs, franzöſiſche Moden, Gebräuche und Producte, franzöſiſche Erfindungen, Vervollkommnungen in Wiſſenſchaft und Kunſt im nahen, ſchwer zu befriedigenden, ernſten England angenommen, ſo um viel mehr, was von dort kam in Frankreich. Dieſes begnügte ſich nicht blos mit dem Nützlichen und Schönen, es ergriff auch mit Leidenſchaftlichkeit vieles Barocke, Seltſame und Lächerliche. Unter dieſe Zahl rechne ich beſonders das Wetten, die Thierhetzen, Pferderennen, wie viele andere engliſche Moden und Liebhabereien: ſchöne Pferde, Geſchirre, Wagen, Hunde und Jockeys. Die franzöſiſche Küche hat ihre Recepte den engliſchen Köchen geliefert, engliſche Schneider Schnitt und Form den franzöſiſchen Collegen: Fashionable und Dandy ſind in der franzöſiſchen Sprache

recipirt, ſie haben den **petit-mâitre** und **élégant** verdrängt. Moden für Herren kamen häufiger über den Canal, als für Damen, die Pariſerinnen behaupten ihren langbewährten Ruhm in Betreff der Formen, Farben und Stoffe des weiblichen Putzes, ſie beherrſchen die modige Damenwelt und ſchicken ihre Muſter überall hin, wo die Weiber eitel ſind und gefallen wollen. —

Es iſt nur zu loben, daß das Gouvernement und die Privaten in Frankreich zur Zeit mehr auf gute Pferde und eine veredelte Pferdezucht halten, denn vordem; es thut wirklich Noth, die franzöſiſchen Pferde ſind ſchlecht, beſſere müſſen aus dem Auslande bezogen werden. Wie die Pferde, ſo die Reiter; nach und nach ſcheint beides ſich vervollkommnen zu wollen, der Anfang iſt da, es geht aber nur langſam vorwärts. Gute Pferde ſind in Frankreich enorm theuer; ſehe man von den vier Louisdor, die von jedem dieſer Thiere, welches eingeführt wird, entrichtet werden müſſen, ab, man bezahlt ſie immer noch ein Drittel, oft die Hälfte theurer, als z. B. in Deutſchland, aus welchem viele eingeführt werden. Die deutſchen Pferde, aus welchem Theile Deutſchlands ſie auch kommen mögen, werden in der Regel „Mecklenburger" genannt, außerdem ſind noch die „Holſteiner" bekannt, ſonſt hört man nur von engliſchen, ſeltener von arabiſchen. Die franzöſiſche Cavallerie, Cuiraſſiere und Dragoner theilweiſe

ausgenommen, die normänniſche, bretagniſche und flammändiſche Pferde haben, wird mit ausländiſchen remontirt. Der Staat zahlt für jedes Pferd der Armee durch die Bank 600 Franken, d. h. 30 Louisd'or! In Preußen werden 80 bis 90 Thaler, alſo wenig über die Hälfte zu gleichem Zwecke verwendet und die preußiſche Cavallerie iſt beſſer beritten, als die franzöſiſche, wenigſtens die leichte, die in Frankreich häufig ſchwere, unbeholfene Karrengäule hat.

Zur Beförderung der Pferdezucht ſind in Frankreich Pferderennen eingerichtet, bei denen nur inländiſche Thiere concurriren dürfen. Die Sieger erhalten von der Regierung ausgeſetzte Preiſe. Aber nicht bloß um zur Veredlung der Pferde aufzumuntern, ſondern auch um Wetten, ſchöne, theure Thiere zeigen, und dem Volke ein Schauſpiel geben zu können, werden häufig Wettrennen angeſtellt, ganz nach dem Vorbilde der engliſchen. Dieſe Nachahmungsſucht greift immer mehr um ſich; in Paris und in der Umgegend finden oft derartige Rennen Statt, die von ihrem urſprünglichen Zwecken weit entfernt ſind: es rennen engliſche Pferde, von engliſchen Jockeys beſtiegen, meiſt Eigenthum fremder, beſonders engliſcher Reichen. In Paris werden dieſe Rennen auf dem Marsfelde, champ de Mars, gehalten, ein trefflicher Platz, ganz zu dieſem Behufe geeignet; im Frühjahr und Herbſt

könnt Ihr dieſem engliſchen Nationalvergnügen, welches ſich des franzöſiſchen Geiſtes ganz bemächtigt zu haben ſcheint, beiwohnen, im April und September läuft, in jedem Monat an vier bis ſechs Tagen, engliſches Vollblut auf dem berühmten champ de Mars, da wird gewettet, gekrittelt und gezankt, Beifall gerufen und verhöhnt, betrogen, große Summen verloren und gewonnen — Alles wie in England. Außer dieſen öffentlichen, von der Regierung begünſtigten Rennen, werden viele Privatrennen gehalten, ſogenannte steaple-chases: Liebhaber concurriren um Ruhm und Preis, Jeder, der ein Pferd laufen läßt, ſetzt eine Summe ein, der Sieger erhält den Geſammtbetrag. Bei den öffentlichen Rennen ſetzen der König, der duc d'Orléans, die Stadt Paris und das Departement der Seine Preiſe aus, es iſt aber den Privaten nicht benommen, ebenfalls deren zu geben, zu wetten und nach jenen öffentlichen, Privatrennen anzuſtellen. —

Welcher Pferdeliebhaber zöge nicht nach dem champ de Mars, wenn ein course de chevaux in den Journalen angezeigt iſt? Ich habe nur wenige verſäumt, ſei es, daß ich zu ſpät benachrichtigt, oder daß das Wetter zu ungünſtig war. Trotz Regen und Wind geht ein einmal feſtgeſetztes Wettrennen vor ſich, außer den betheiligten und leidenſchaftlichen Liebhabern ſteht dann das weite

Marsfeld leer. Bei günſtigem Wetter dagegen ſtrömmt eine unzählbare Menſchenmenge hinaus, beſetzt die Höhen um den champ de Mars, poſtirt ſich auf der Ebene außerhalb der Barriere, in welche nur Reiter und die Karoſſen der Theilnehmer oder Privilegirten zugelaſſen werden, miethet Stühle und Bänke, klettert auf die Bäume und occupirt die nächſtgelegenen Häuſer.

Das vorjährige letzte Wettrennen, Ende September, zog ganz beſonders die Aufmerkſamkeit der Pferdeliebhaber auf ſich, es handelte ſich um den erſten königlichen Preis, 12,000 Franken, und den des Kronfolgers von 6000. Berühmte Kämpfer erſchienen heute auf der Arena, bekannte Sieger und junge Helden, die ihren erſten Waffengang halten ſollten. Miss Annette ſtellte ſich nicht unter die Streitenden, war ſie unwohl, iſt ſie durch ihre glänzenden Siege geſchwächt, iſt ſie zu alt? — Miss Annette iſt eine ſehr bekannte Engländerinn, vom reinſten Blute, Jungfrau, dunkelbraun: ſie iſt in England, in den Niederlanden und in Frankreich bekannt, es iſt eine treffliche Stute, die ihrem Beſitzer, dem Lord Seymour in Frankreich allein 700,000 Franken eingebracht haben ſoll. Dieſer Lord, in Paris noch bekannter als ſeine Stute, iſt ein Engländer — man ſagt viel von und über ihn, doch das kümmert uns nicht. Das ſteht feſt, daß er viel Geld verzehrt, daß er in Paris die ſchönſten Pferde hat

und daß er nach England nicht zurückkehren darf. Mehr könnt Ihr über ihn, ſo es Euch intereſſirt, aus franzöſiſchen und engliſchen Blättern, von Pferdejuden und Kupplerinnen, von Wucherern und Operntänzerinnen, erfahren.

Miss Annette lief nicht, aber wohl ein trefflichẽs Pferd deſſelben Lords, Robert le diable genannt, Goldfuchs, zwiſchen 3 und 4 Jahren, kräftig und ſtark, gewiß bald einer der berühmteſten Kämpfer. Er ſtritt um den königlichen Preis mit zwei Matadoren, einem Thiere, welches dem duc d'Orléans und einem andern, welches dem Graf Cambis gehörte. Zwei andere Concurrenten blieben zurück: Robert und des Grafen Pferd kamen bei der zweiten Tour zugleich an, der Lord zog jetzt den Robert zurück, da er ihn ſeiner Jugend wegen den dritten, entſcheidenden Lauf nicht mitmachen laſſen wollte. Doch was ſpreche ich viel von Wettrennen und Pferden, unterhalten wir uns vielmehr über die anweſenden Menſchen, über die ſchönen Damen und über den Platz, das berühmte Marsfeld.

In Paris hat Alles ſeine Erinnerungen, ſeine Geſchichte: jedes Gebäude, jede Straße, jeder Platz. Das Marsfeld iſt der größte, freie Platz in und um Paris, ich erinnere mich überhaupt nicht einen größern geſehn zu haben. Er erſtreckt ſich von der Militairſchule, école

militaire, bis an die Seine, an die Jenabrücke, die der alte Blücher ſprengen laſſen wollte. Der damit beauftragte Ingenieur kam zur Freude der Pariſer und der aufgeklärten Welt nicht zu Stande, einen zweiten Verſuch duldeten die in Paris angelangten Monarchen der heiligen Allianz nicht. — Das Marsfeld iſt eine Viertelſtunde lang und fünf Minuten breit, es iſt geebnet, mit Gräben, Wällen und Alleen umgeben, fünf Thore führen zu ihm, die während der Nacht geſchloſſen werden. Dieſer Platz diente vor 1789 den Schülern der école militaire, welche die Kaſernen am Südende des Feldes bewohnten, und den franzöſiſchen Garden zu Exercierübungen, zu jener Zeit nahm er aber weder den heutigen Raum ein, noch war er mit Wällen und Alleen umgeben. Seine dermalige Ausdehnung und Verſchönerung verdankt er dem Eifer des Pariſer Volkes, welches während der erſten Revolution innerhalb drei Tagen das Feld ebnete, erweiterte, mit Gräben und Wällen umzog und mit Alleen auf den Wällen und hinter den Gräben bepflanzte. In dieſen drei Tagen arbeitete Alles, was Hände hatte, ohne Unterſchied des Standes, Alters und Geſchlechts: auf dem Marsfelde ſollte die Föderation von 1789 gefeiert und beſchworen werden! Nach drei Tagen war das Werk, an dem Hunderttauſende geholfen hatten, beendet, das Nationalfeſt dem Ludwig XVI. und ſeine Familie bei=

wohnte, fand Statt, es war ein herrliches Feſt voll Liebe und Eintracht, ein Feſt das eine beſſere Zukunft, edlere Früchte verſprach. Das Marsfeld diente von Zeit an zu Volksverſammlungen und Volksfeſten, bald zu aufrühreriſchen Zwecken, bald zu irreligiöſen Ceremonien: Reden wurden gehalten und von Tauſenden beklatſcht, die kein Wort vernommen, von Tauſenden die den Sinn, oder Unſinn nicht verſtanden hatten; auf dem Marsfelde wurde getanzt, geſpielt und der erſte Maire der Revolution, der ehrwürdige, achtzigjährige Bailly geköpft; auf dem Marsfelde hielt Napoleon nach ſeiner Rückkehr von Elba die große Revüe, im Monat Mai, das Feld wurde Maifeld getauft, nach Napoleons Fall aber wieder mit dem frühern Namen belegt. Auf dem Marsfelde wurde 1830 blutig gekämpft; in der Ecole-militaire garniſonirten zwei Regimenter, Cavallerie und Infanterie, die den weiten, leicht zu vertheidigenden Platz beſetzt hielten; vor dem nördlichen Graben bluteten und ſtarben viele Bürger, ihr Denkmal iſt ſeit der Anlegung einer Eiſenbahn, die gerade über die Ruheſtätte der Julihelden führen mußte, verſchwunden. Zur Zeit dient das Marsfeld zu Exercierübungen, Manoeuvres, Revüen und Pferderennen. Die Ecole-militaire hat ihren Namen behalten, iſt aber nicht mehr Militairſchule, ſondern Kaſerne, zwei Cavallerieregimenter liegen in ihr. Das ſchöne Vorder-

gebäude bewohnt ein Marſchall, oder ein Diviſionsgeneral, die weitläufigen Neben- und Hintergebäude dienen Soldaten, Offizieren und Pferden zum Aufenthalt. Seit mehrerern Jahren caſerniren hier Cuiraſſiere und einige Infanterie Bataillone; es iſt dies die größte Caſerne in Paris.

Die Vorkehrungen zu einem Wettrennen ſind bald vollendet, die Bahn wird mit Pfählen und Stricken abgeſchloſſen, in der Mitte der Weſtſeite eine fertige hölzerne Tribüne für den Hof, eine andere für die Kampfrichter und noch einige andere für hohe Herrſchaften und Zuſchauer, die einen Eintritt zahlen können und wollen, errichtet. Von dieſem Punkte laufen die Pferde aus, diejenigen unter vier Jahre machen eine, die ältern zwei Touren um das ganze Marsfeld, alſo ungefähr eine halbe bis eine ganze Stunde, erſtere Diſtance wird von den Siegern in der Regel in Drittehalb bis drei, letztere in ſechs bis ſechs einer halben Minute zurückgelegt. Viele Pferde bleiben zurück, oder werden bei merklicher Schwäche und Unvermögen zurückgehalten, einige Zoll Vorſprung, ſelten mehr, als eine Pferdelänge, ſichern den Sieg. Jockeys und Sattelzeug werden gewogen, auf einen Trompetenſtoß ſprengen die bunten, ſchmächtigen Reiter auf den magern Rennern fort, ſpornen und peitſchen, rufen und drängen, Jeder ſucht den Strick und die Pfähle

nach innen zu gewinnen und zu behaupten. Allgemeiner Jubel, wenn ein zurückgebliebener Jockey einen vordern überholt, wenn ein Anderer den Mitbewerber vom Stricke verdrängt, Gelächter und Hohn wenn ein Saumſeliger zurückbleibt, ein Unglücklicher ſtürzt, oder abgeworfen wird. Ein Jockey, der auf dem **champ de Mars** um die Wette reitet, iſt eine angeſehene Perſonage, er iſt der Ariſtokrat unter den Dienern, er wird gut bezahlt, geſucht, geachtet und erhält von jedem Gewinnſte einen anſehnlichen Theil. Er muß dagegen ein nüchternes Leben führen, leicht und ſchmächtig von Natur muß er hungern und dürſten, ſich viele Bewegung machen, ſchwitzen und ſich abhärten, um leicht und doch kräftig zu ſein. **Seymour's Flattmann** iſt berühmt, ein trefflicher, practiſcher Reiter, mager und klein, aber musculös, ein raffinirter Jockey, der ſtets den Strick gewinnt, alle Pfiffe und Ränke kennt und einer der gewöhnlichſten Sieger iſt. Ihr ſolltet ihn ſehn den **Monsieur Flattmann**, wie er ſich beugt und biegt, bald nach der rechten, bald nach der linken Seite, nach vorn und nach hinten, wie er mit Füßen und Aermen arbeitet, wie er ſo blaß und hager ausſieht und ſo freudig, wenn er der Erſte. Oft trägt der Reiter mehr, als das Roß zum Siege bei, der künſtliche Reiter vermag hier weniger, als der practiſche.

Die Wettrenner ſind in der Regel engliſcher Raçe,

ächtes Vollblut, welches über den Canal nach Frankreich gebracht, bisweilen auch in Frankreich von engliſchen Eltern erzeugt iſt. Sie ſind hoch, fein gebaut, haben einen langen Hals, lange Füße, meiſt einen kurzen Körper; zum gewöhnlichen Gebrauch faſt untüchtig, da ſie ſchwer traben, überhaupt einen unangenehmen Gang haben und zum Ziehn zu ſchwach ſind, beſchränkt ſich ihre alleinige Thätigkeit auf das Wettrennen. Mit Fleiß hält man ſie mager, manche ſind ſchindeldürr, giebt ihnen aber kräftiges Futter und verwendet eine Sorgfalt auf ſie, deren die Mehrzahl der Menſchen nicht theilhaftig wird. Ein renommirter Wettrenner wird in Paris mit 10 bis 20,000 Franken bezahlt, rechne man nun, daß er nur wenige Jahre zum Rennen und ſonſt zu nichts tauglich iſt, daß man die Stuten in ihrer Blüthezeit nicht belegen läßt und die Hengſte nur ſelten zur Fortpflanzung benutzt, ſo wird man jenen Preis gewiß exorbitant finden. Zwar kann ein ſchnelles Pferd dem Beſitzer ſchöne Summen einbringen, aber wie unſicher iſt der Gewinnſt bei der großen Concurrenz, welchen Unfällen iſt ein Gaul unterworfen! Alſo nur Liebhaberei, Verſchwendungs- und Prunckſucht ſind die Haupttriebfedern zu den immer mehr verbreiteten Pferderennen, denen die zahlreichen, in Frankreich lebenden Engländer einen beſondern Impuls geben.

Bei einem course de chevaux auf den champ de

Mars ſind Engländer die eifrigſten Zuſchauer, die bedeutendſten Wettenden und oft auch die Beſitzer der Renner und Jockeys. Die engliſche Damenwelt theilt das Vergnügen ihrer Männer, Freunde und Landsleute, in Equipagen, zu Roß, von den Tribünen, von den Wällen und von der Ebene ſchaut ſie mit Entzücken auf Renner und Reiter; dieſes Nationalvergnügen verliert ſelbſt im Auslande nichts von ſeiner Herrlichkeit. Die blonden ſchmächtigen Inſulanerinnen beleben ſich, hüpfen und jauchzen wenn die Roſſe laufen, ſie verlieren für einige Minuten ihre Steifheit, Kälte und ihren Ernſt. Die Franzöſinnen äffen den Engländerinnen nach, auf dem Marsfelde erblickt man bei einem Rennen gewöhnlich mehr des ſchönen, als des ſtarken Geſchlechts, zwei Bezeichnungen die gewöhnlich falſch ſind. —

Gehn wir zu einem andern Schauſpiel, welches ebenfalls von England nach Frankreich eingeführt und bei uns, im guten, alten Deutſchland, unbekannt iſt. Ich führe meine nachſichtigen Leſer nach der entlegenen, wenig frequentirten barrière du combat, diejenigen der ſchönen Leſerinnen, welche uns folgen wollen ſind willkommen, denn wir nehmen bis zu jener entfernten Barriere einen Fiaker, oder einen Omnibus, der uns par correspondance an Ort und Stelle führt. Für einen Franken Entrée iſt Mann und Weib genehm: Ihr ſeid nicht

allein, ſittige Landsmänninnen, Ihr findet au combat franzöſiſche und engliſche Damen, deßhalb getroſt, in Paris muß man ſich nicht geniren, denn wer kennt, wer beobachtet Euch? Ihr müßt Alles ſehn, folgt mir daher au combat, ertragen Eure ſchwachen, mitleidigen Seelen das Schauſpiel nicht, ſo gehn wir fort.

Die fragliche Barriere liegt am nordöſtlichen Ende von Paris, es iſt eine der weniger beſuchten, das niedrigſte Volk haußt hier. Am Abend möchte ich nicht rathen hinzugehn, das Treiben des Tags iſt ſchon empörend genug. Doch den Reinen iſt Alles rein: wir blicken nicht auf die Trunkenbolde, auf die Galgengeſichter und die gemeinen Dirnen, die ſich auf den äußern Boulevards und in den gräulichen Kneipen herumtreiben, wir gehn vorüber und erfragen: le combat. Ein Gamin, die Thonpfeife im Munde, den Huth ſchief auf dem Kopfe, zeigt uns eine niedrige Thüre, an deren Seite eine Kaſſe ſich befindet, die man für einen Briefkaſten nehmen möchte. Hundegebell, gräßliches Hundegebell ſchallt uns entgegen, ein widriger Geruch hält uns faſt vom Eintritte ab. Doch wir haben einen Franken erlegt, vorwärts! In einem ſchmalen Gange fletſchen uns fürchterliche Hunde entgegen, Thiere die aus der Unterwelt von Cerberus, oder von den berüchtigten Hunden des baierſchen Hieſel entſproſſen zu ſein ſcheinen. Die größten liegen hier:

engliſche, däniſche Doggen, Saupacker und Wolfshunde. Man möchte ſchon wieder nicht weiter, wie, wenn eine dieſer ungeheuern, hungrigen und blutdürſtigen Beſtien ſich losriſſe? Es ſind dies nicht die treuen, gelehrigen, geduldigen Hausthiere, es ſind reißende, wilde Thiere, die durch Hunger, Schläge und Dreſſur ihr Naturel verloren haben. Durch dieſen Gang gelangt man durch eine Thür rechter Hand in ein Viereck, deſſen Seiten ungefähr vierzig Schritte meſſen. Unten befinden ſich mit ſtarken Eiſenſtangen vergitterte Bogen, deren eine Hälfte von Zuſchauern, die andere von Bären, Wölfen, wilden Schweinen u. ſ. w. beſetzt iſt. Ueber dieſer unteren Bogenreihe erhebt ſich eine bel étage, ungefähr funfzehn Fuß vom Boden, unvergittert, mit Bänken und Stühlen garnirt: hier ſind die erſten und zweiten Plätze, unten bei dem Vieh die dritten. Unten ſteht Alles gedrängt voll, es koſtet nur zehn Sous, oben ſitzt man bequem, auf dem erſten Platze ſogar auf Polſter, oben ſeht Ihr ſogar feine Welt, unten nur Hefe: wir gehn nach oben. Das Schauſpiel hat noch nicht begonnen, der Kampfplatz ſteht leer, geſchäftige Knechte, wild und blutig, rennen nach den Käfigen, von den Käfigen nach einem hintern Hofe, in welchem hunderte von Hunden in kleinen Hütten liegen, um dieſe Thiere, die heute und vielleicht auch geſtern keine Nahrung erhielten, zu beruhigen, um entfeſſelte

anzuketten, um kämpfende auseinander zu reißen, denn dieſe Hunde fallen Alles an, Menſchen, Thiere und ihres Gleichen, ſie ſind hungrig und wüthend, ſie lechzen nach Blut oder Kampf, denn nach dem Kampfe erhalten ſie Futter. — Die Logen und Plätze ſind noch nicht zur Zufriedenheit des Directors und der Acteurs, nämlich der menſchlichen, obwohl dieſe nur Nebenrollen ſpielen, gefüllt, es wird noch gewartet, die fürchterlichen bellenden und heulenden Hunde müſſen das Publikum anziehn, Trommeln und Trompeten ſind hier unnöthig, man würde ſie nicht hören. Den Zuſchauern, beſonders denen in den untern Logen, wird aber die Zeit zu lange, ſie ſchreien, pfeifen und pochen; ein wilder Burſch, mit aufgeſtreiften Hemdsärmeln, blutigen musculöſen Armen, mit einer eiſernen Stange bewaffnet tritt in den Kampfplatz, verneigt ſich und ruft: on va commencer. Andere Knechte führen zwei mächtige Hunde herbei, man löſt die Halsbänder und wirft die grimmigen Thiere auf einander. Soll ich dieſen und zwanzig bis dreißig nachfolgende Kämpfe beſchreiben? Jeder der resp. Leſer hat eine „Hundepaukerei" geſehn, er kennt die Details und das Amüſement, auf dem Combat in Paris beißen die dreſſirten Thiere nur kunſtgerechter, ſind wüthender und werden von den umſtehenden Knechten auf alle mögliche Art gehetzt und angefeuert. Gewöhnlich müſſen die

Kämpfenden aus einandergeriſſen werden, ſie haben ſich verbiſſen, mit eiſernen Stangen werden die Zähne aus einander gebrochen, die erſchöpften Thiere bluten und heulen, fletſchen aber immer noch grimmig die Zähne gegen einander, losgelaſſen fahren ſie wieder auf einander, ſo lange bis ein Streiter todt niederſinkt, oder beide vor Ermattung zuſammenſtürzen. Dann werden die armen Geſchöpfe weggetragen, kunſtgerecht verbunden und ſorgſam gepflegt, nach der Geneſung erſcheinen ſie wieder in der Arena. Diejenigen, die am meiſten zerriſſen und verſtümmelt, ſind die wüthendſten, den Hauptgladiatoren fehlen, gewöhnlich Ohren, Augen, Zähne und Schwänze, ſie hinken auf drei, oft nur auf zwei Füßen herbei, aber der Muth der alten Krieger iſt nicht geſchwächt, durch Wunden und Unglück nur erhöht. Die ſchlimmſte, beißendſte Raçe iſt die der kleinen engliſchen Bulldoggs, in Deutſchland nur ſelten und unter dem Namen „Boxer" bekannt, in Paris dagegen und beſonders auf dem Combat ſehr häufig. Dieſe Thiere ſind fürchterliche, unerſchrockene Beißer, ſie gehn auf Alles los, auf lebendige Weſen, auf Waffen und lebloſe Gegenſtände, ſie ſind nicht einzuſchüchtern, nicht zurückzuhalten, ſie laſſen ihren Fang nie los, ſie verbeißen ſich faſt immer, da ihre untere Kinnlade länger als die obere, und die Kraft in beiden außerordentlich iſt. — Nachdem viele Hundehetzen,

eine blutiger, als die andere, das Publikum während einer Stunde amüſirt und ennuyirt haben, wird daſſelbe wieder ungeduldig und laut, es verlangt neue, ſtärkere Stücke. Ein Wolf wird herbeigebracht und in der Mitte des Kampfplatzes an einen eiſernen Ring mit einem ungefähr zwanzig Fuß langen, ſtarken Strick befeſtigt. Monsieur le loup kennt die kommenden Dinge ſchon, angſtvoll rennt er im Kreiſe umher und mattet ſich durch ſein Laufen, Springen und Zerren am Stricke unnöthig ab. Schneller und ungeduldiger wird ſein Rennen und Toben, wenn durch mehrere Knechte ſechs bis ſieben kleine Bulldoggs auf den Kampfplatz geführt, zur Zeit aber noch an Stricken zurückgehalten und durch dieſes Zurückhalten giftiger, wie durch Worte und Zurufungen angefeuert werden. Jetzt läßt man ſie los: wüthend fallen ſie über den Wolf her, der zu Boden geworfen wird, aber bald wieder aufkömmt und als erfahrener Kämpfer, ähnlich dem letzten der Horatier, ſeine Feinde einzeln angreift. Er iſt ſchneller und gewandter, als die ungeſchlachten Doggen, er theilt links und rechts Wunden aus, immer ſpringend und parirend, nämlich durch kluge, zeitige Flucht. Doch „viel Hunde ſind des Haſen und auch des Wolfes Tod,“ ſeine Kräfte ſchwinden, er fällt, ein Dogge hält ihn an der Kehle, ein anderer hat ſich in ſeiner Weichen verbiſſen, einen dritten hält er feſt: die Knechte

ſpringen herbei, reißen die Hunde los, gönnen dem armen Wolfe eine kurze Raſt und laſſen dann einen großen Wolfshund auf ihn los, der bald die Oberhand gewinnt. Blutend und zerzaußt wird der Wolf abgeführt, der nun für drei Wochen Ruhe hat, die nächſten zwei Sonntage arbeiten andere Wölfe, denn auf dem Combat ſind die Thiere in dublo, in triplo und in noch größerer Anzahl.

Kommt ein Eber, der ſich ſehr feige benimmt. Dem armen, alten Keuler ſind die Fangzähne ausgebrochen, er kann ſich kaum wehren, er ſucht ſeinen Feinden zu entrinnen, läßt ſich ohne Gegenwehr beißen und niederwerfen, grunſt und ſchreit kläglich. Dies Schauſpiel iſt ſchnell vorbei, ihm folgt ein Hirſch, der weidlich ſpießt und tritt, ein rüſtiger Kämpfer. Er räumt unter den Hunden, wieder Bulldoggen, meiſterlich auf, wäre der Raum größer, ſo würde er noch leichter Spiel haben, aber er kann ſich nicht frei bewegen, Angſt und Müdigkeit überliefern ihn den gierigen Verfolgern, noch einige verzweifelte Verſuche und er fällt. Nach ihm betritt ein großer, düſter blickender Stier furchtlos den Kampfplatz. Er wird mit ſtarkem Tau an den Ring gelegt, denn der Kämpfer iſt ſtark und wild. Bis zehn Hunde werden nach und nach auf ihn gehetzt, unverzagt geht er auf ſie los und wehe ihnen, wenn er ſie mit ſeinen Hörnern erreicht, oder mit der breiten Stirn zu Boden drückt. Der Stier

472181

iſt der gefährlichſte Gegner der Hunde, er mordet faſt bei jedem Kampfe deren mehrere, er iſt noch nie zu Boden geworfen, wohl aber jämmerlich zerbiſſen an Bruſt, Leib und an Füßen. Das Hauptſtück kommt jetzt: ein großer Bär wird mit Noth und Mühe durch ſechs bis acht Knechte aus ſeinem Käfig gezogen, ſo, daß er zwiſchen zwei Seiten befindlich freiwillig weder nach vorn, noch nach hinten ausweichen kann. Er wird an den Ring gelegt, neben dem er ſich niederkauert, denn er liebt die Ruhe und achtet der Hunde kaum, die ſich nicht recht an ihn wagen. Unter die frechſten theilt er einige Ohrfeigen aus, die Angreifenden dringen, durch Hülfstruppen verſtärkt, muthiger vor, es kommt zum Handgemenge. Wäre nur der Bär nicht zu faul und nicht angefeſſelt! Er vertheidigt ſich weniger mit den Zähnen, als mit den Tatzen, er haut um ſich und muß gewichtig treffen, denn die Getroffenen fallen heulend zu Boden. Schlimmer, als ſeine Ohrfeigen ſind ſeine Umarmungen, läßt ſich ein Hund von ihm auf dieſe Art liebkoſen, ſo iſt es meiſt um ſein liebes Leben geſchehn, der Bär drückt ſo innig und lange, bis Athem und Geiſt des Liebgekoſten ſchwinden. Dieſer Kampf währt lange und bleibt unentſchieden, die Angreifenden kommen in der Regel ſchlechter weg, als der Angegriffene, deſſen dickes Fell ihn gleich einem Panzer beſchützt, nur die Ohren, Weichen und Füße leiden

häufig. Der Kampfplatz iſt mit den Haaren und der Wolle des Bären, mit Blut und mit heulenden Hunden bedeckt, man führt die Thiere ab, ebnet und ſäubert den Boden und läßt einen wohlgenährten, ſehr luſtigen Eſel ein, der das heutige Schauſpiel beendet. Er macht einen würdigen Schluß der tapfere Eſel, ich möchte ihm unter allen Streitern die Krone zuerkennen. Er beißt nicht und ſtößt nicht, aber er tritt und ſchlägt ſo geſchickt, weicht trotz ſeiner Eſelsnatur ſo behende und ſinnig aus, daß ihm die Hunde nichts anhaben können, die er dagegen erbärmlich ſchlägt und tritt. Er galloppirt ſtets, feuert vorn und hinten aus, wendet links und rechts; er ſcheint Vergnügen zu finden an dieſer Hetze, denn er ſieht freundlich aus, lächelt, trägt den Schweif hoch und accompagnirt alle Bewegungen mit einer Muſik, die die Hunde ſchrecken ſoll und die Zuſchauer beluſtigt.

Genug dieſer Thierhetzen, war man einmal dort, ſo verlangt man nicht mehr nach dieſem barbariſchen Schauſpiel. Mich hätte Niemand zum zweiten Male hingebracht — aber was thut man nicht eines Freundes willen! Auch war ich nicht wieder bei einer Hetze, die nur alle Sonntage um vier Uhr Statt findet, ſondern an einem Wochentage in der Menagerie, wofür man dem Herumführer etwas zu geben hat. Mein Freund wollte einen Hund kaufen, einen dreſſirten Bulldogg. In Paris

iſt Alles theuer außer Auſtern; der directeur et chef du combat verlangte für den gewöhnlichſten Köder eine enorme Summe. Aus dem Handel ward nichts, doch ſah ich bei dieſer Gelegenheit die ganze Anſtalt und alle Beſtien. Außer vier bis fünf Bären, eben ſo viel Wölfen, zwei Ebern, einigen Hirſchen, Eſeln und einem Stier ſind zweihundert und funfzig Hunde dort, nicht alle Eigenthum des Directors, ſehr viele gehören „amateurs,“ welche ihre Quadrupeden in die Penſions- und Unterrichtsanſtalt „au combat“ geben und zehn bis funfzehn Franken pro Zögling monatlich zahlen müſſen. Unter den Hunden ſind außer den verſchiedenartigen Doggen die Wolfshunde, von einem Wolf und einem Hunde gezeugt, die merkwürdigſten: ſie ähneln bald mehr, bald weniger dem Wolfe oder Hunde, ſind ſehr biſſig, behende und ausdauernd, aber ſchwer zu dreſſiren und nie treu. Alle fleiſchfreſſenden Thiere werden mit Pferdefleiſch ernährt, zu welchem Zwecke täglich drei todte Pferde von dem nahen Montfaucon herbeigeſchafft werden.

Da wir dem berüchtigten, peſtilentialiſchen Montfaucon ſo nahe ſind, machen wir einen kleinen Abſtecher nach dem verrufenen Orte, wo ehemals die Verbrecher gehängt und jetzt die Pferde geſchunden werden. Täglich kommen im Durchſchnitt dreißig und einige Pferde her, außerdem noch Hunde, Katzen und anderes Vieh, was

an Seuchen geſtorben, oder nicht anderweitig zu gebrauchen iſt. Von jenen Pferden werden täglich drei nach dem Combat, eins bis zwei nach der Menagerie des botaniſchen Gartens und vielleicht die gleiche Zahl an Eigenthümer großer Hunde geliefert, was macht man mit den übrigen zwanzig bis fünf und zwanzig? Die werden in Paris verſpeißt, nicht blos von den ärmern Klaſſen, ſondern auch von den wohlhabendern, die in Reſtaurationen eſſen. Die Pariſer Küchenkünſtler wiſſen das Pferdefleiſch ſo zuzubereiten, mit ſo piquanten Saucen zu würzen, daß wir es für Rindfleiſch, als Haché, in Würſten, in Paſteten u. ſ. w. in bona fide genießen. Die Obrigkeit geſtattet den Verkauf des Pferdefleiſches, oder läßt ihn wenigſtens zu, die Reſtaurateurs dagegen dürfen keines verbrauchen, es iſt ſchlimm genug, daß ſie uns Katzen für Haſen, Hunde für Rehe vorſetzen. Zu Zeiten werden von der löblichen Polizei Hausſuchungen vorgenommen und den ſpeculativen Garküchen Wagen voll Pferde-, Hunde-, Katzen und verdorbenen Fleiſches entführt.

Montfaucon liegt auf einer Anhöhe, die von Millionen Ratten unterwühlt iſt. Ich übertreibe nicht, wenn ich Millionen ſage; in einer Anſtalt, der von Dussausois, der größten und beſt eingerichteten Abdeckerei, écarrissage, werden monatlich gegen 20,000 getödtet, aber trotz dem nehmen dieſe Thiere immer zu. Die Rattenjagden werden

folgendermaßen angeſtellt: in einem gepflaſterten und um= mauerten Hofraum werden bei Nacht alle Löcher verſtopft, mit Fackeln und Prügeln in den Hof gedrungen, wo ſich die nächtlichen Gäſte um die Pferdegerippe verſammelt haben, und dann gräßlich unter ſie gewüthet. Die Felle werden verkauft, das Fleiſch theilweiſe vielleicht auch ver= ſpeißt, oder in die bei Montfaucon etablirten Poudretten geworfen, Anſtalten in denen aus Abfall von Fleiſch und anderm, durch Canäle aus der Stadt hergeleiteten Unrathe ein trefflicher Dünger bereitet wird. Doch weg von Montfaucon und aus ſeiner Nähe, es iſt ein zu übler Ort, der Geſtankvollſte in und um Paris, und das will etwas ſagen!

XV.

Helena. Herrmann. Madame Otran. Die Pariſerinnen: Erziehung, Character. — Tivoli.

Helena war einen Monat in Paris, es ſchien ihr jetzt beſſer zu gefallen, als im Anfange. Sie ergab ſich in das Unvermeidliche, ward ruhiger, wünſchte nur auch etwas verdienen, ihrem Mann nützlich ſein zu können: es war ein braves, arbeitſames und verſtändiges Weibchen. Aber wie ſollte ſie Arbeit und welche ſollte ſie finden? Ein ſchönes Mädchen verſchafft ſich in Paris zwar leicht Unterkommen, Verdienſt, Wohlleben und Glanz, aber ein tugendhaftes muß darben, oder mühevoll den ſpärlichen Unterhalt gewinnen. Weibliche Handarbeiten, ſelbſt die künſtlichſten, werden im Verhältniß zu allen Lebensbedürfnißen ſehr gering bezahlt, denn Arbeiterinnen ſind in Ueberfülle; Stunden zu geben iſt nicht ſo leicht, die Concurrenz wieder übergroß und dann war Helena zu wenig in der franzöſiſchen Sprache geübt; ſchriftſtellern kann nicht jedes Frauenzimmer. Alſo alle Bemühungen

umſonſt, als Magd oder Kammerfrau zu dienen hätte Herrmann nicht zugegeben, er wollte ſelbſt nicht, daß ſeine Frau die häuslichen Geſchäfte, die Küche u. ſ. w. beſorgte, denn in dieſem Falle hätten ſie die Pension verlaſſen müſſen, und eine Haushaltung für zwei Perſonen iſt in Paris koſtſpieliger, als in Speiſehäuſern zu eſſen oder in Penſionen zu leben. Die arme Helena war daher zum Nichtsthun verdammt, aber ſie konnte die Hände nicht in den Schooß legen, ſie ſtrickte trotz des Naſerümpfens der Franzöſinnen, die ſelten ſtricken können und nur gewebte Strümpfe tragen, ſie nähte zum Aerger der Wäſcherinn und Nähterinn, und beſchäftigte ſich mit Lectüre, Muſik und der franzöſiſchen Sprache. Alle die ihr nahe ſtanden und ſie kannten, achteten die ſittige, beſcheidene, blaſſe Allemande, Jeder lebte ihr zu Gefallen, Jeder nahm Theil an ihr, Manche nur zu warm, aber Helena wußte mit Artigkeit und Anſtand jede Näherung, jede Ungebühr zurückzuweiſen.

Herrmann war auch heiterer und gefaßter, als vor wenigen Wochen, ſeine Geldumſtände ſchienen ſich verbeſſert zu haben. Er beſchäftigte ſich mit litterariſchen Arbeiten, ohne jedoch bis dahin einen Verleger zu haben, was ſich die geneigten Leſer nicht ſo leicht vorſtellen müſſen. Würde jede ſchriftſtelleriſche Arbeit, jedes Werk ab- und angenommen, die Schriftſteller und Autoren hätten

goldene Tage, glückliche Zeiten, aber die Herrn Buchhändler und Verleger ſind difficile Menſchen, ſie tadeln und handeln, ſie danken höflichſt für das überſchickte Manuſcript, leider ſind die Preſſen beſchäftigt, ſie können es nicht brauchen; ſie antworten bisweilen auch barſch, verdrießlich ob des ausgelegten Porto, bisweilen gar nicht. Ich halte die Verleger für ſehr ſchlechte Menſchen, für die größten Quälgeiſter, d. h. in der Regel und was mein Individuum anbetrifft. — Außerdem gab Herrmann einige Lectionen in der deutſchen Sprache, mehrere Male wöchentlich ſpät am Abend und blieb dann oft bis in die Nacht. Helena ſchien mit dieſem langen Ausbleiben nicht zufrieden, mir war es auffallend, obgleich meine Gründe nicht die nämlichen mit denen der Freundinn waren, denn ich hatte keine Urſache eiferſüchtig zu ſein, eine Untugend und Schwäche die ich außerdem über Alles verachte und belächele. Wahret und hüthet Eure Weiber und Töchter wie Ihr mögt und kennt, wollen ſie Euch betrügen, ſo helfen weder Späher, Schloß noch Riegel. Jene Definition von Eiferſucht hat mir vorzüglich gefallen: „Eiferſucht iſt eine Leidenſchaft, die mit Eifer ſucht, was Leiden ſchafft." —

Erſt in Paris habe ich die Weiber kennen lernen. Paris iſt eine Schule für Jedermann und in jeder Hinſicht, für Wiſſenſchaft, Kunſt und das Leben, eine Schule

mehr practiſcher, als theoretiſcher Art. Geht nach Paris Ihr jungen und alten Schüler, laßt Euch das Lehrgeld nicht gereuen, außer dem Lehr= habt Ihr auch Erholungsſtunden, ſüße, köſtliche Erholungsſtunden, benutzt ſie mit Maßen und jene mit Eifer, Ihr werdet dann mehr profitiren, als auf allen Univerſitäten Deutſchlands zumal und Euch beſſer amüſiren, als in irgend einer deutſchen Stadt, als in irgend einer Stadt der Erde. Nur zweier Dinge habt Ihr nöthig: Geld und Klugheit, Kleinigkeiten, die man bei Jedem gebildeten Menſchen, bei jedem honnetten Mann vorausſetzen darf.

Mein Hauptſtudium bezüglich der Kenntniß des ſchönen Geſchlechts betraf eine Freundin Helenens, eine Deutſche, die in einer uns benachbarten Penſionsanſtalt lebte und die aus Mangel an weiblichem Umgange von der einſamen Helena aufgeſucht ward. Dieſe treffliche Landsmännin, dem Anſcheine nach fromm und tugendhaft, in der That gebildet, aber ſchlau und ränkeſüchtig über alle Beſchreibung, ſchloß ſich nach der erſten Bekanntſchaft Herrmanns Frau und nach und nach allen Deutſchen enge an; wir frohlockten über dieſen Zuwachs unſeres trauten Kreiſes, wir waren ſtolz über dieſe Eroberung, die, was die Franzoſen entre les deux ages nennen, im Anfang der Dreißiger ſtand, eine große, ſtattliche Dame war, eine Juno, ſtolz und herablaſſend, ernſt und aus=

gelaſſen, discret und klatſchſüchtig, wie es der Augenblick, oder ihre Zwecke erheiſchten, ein wahrhaft weiblicher Diplomat, der uns Alle eine Zeit lang täuſchte und betrog, endlich aber unter dem Gebäude ſeiner Lügen, Intriguen und Schlechtigkeiten begraben wurde. Dieſes Individuum exiſtirt meines Wiſſens noch in Paris, aus Discretion will ich es Madame Otran nennen. Die Dame ſtammte aus einer adeligen Familie Deutſchlands, war von ihrem Gatten geſchieden und hatte ſich nach Paris zurückgezogen, — ein trefflicher Ort der Abgeſchiedenheit und Zurückgezogenheit, dieſes Paris — ſie war muſikaliſch, ſprach mit Fertigkeit deutſch, franzöſiſch und engliſch, war eine Zeit lang Gouvernante bei einem Geſandten, dann bei einem franzöſiſchen Herzog geweſen und hatte ſich zur Zeit, wie es hieß, um ihre Geſundheit zu ſchonen und wieder herzuſtellen, in der Nähe des jardin des plantes in eine pension bourgeoise niedergelaſſen. Nach völliger Wiederherſtellung — das Weib glühte und blühte wie eine rothe Roſe, nämlich wie eine aufgeblühte — wollte ſie wiederum die Stelle einer Gouvernante bei einer hohen Familie, oder die einer Erzieherin in einem weiblichen Penſionnate antreten. Dies die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Madame Otran, der wir noch einige Worte widmen müſſen, da ihre Erſcheinung für die Folge einflußreich und unheilbringend wird.

der Hundetreue vergleichen: jemehr Ihr Euern Hund ſchlagt und maltraitirt, deſto ergebener und folgſamer wird das Thier: nirgends aber werden die Mädchen, Concubinen, Bräute und Eheweiber von den Geliebten, Verlobten und Männern mehr geſchlagen und betrogen, als in Paris — wir ſprechen von den untern Ständen.

Jene Behandlungsart befolgte ich leider nicht in Bezug auf die Madame Otran, vielleicht wäre ſie ſonſt ergebener, folgſamer und beſſer geweſen. Die Dame wollte dagegen mich nach dem Muſter der Pariſer Ehemänner behandeln, die in der Regel und dies beſonders in den mittlern Ständen, in der Bürgerklaſſe, erbärmlich unter dem Pantoffel ihrer Weiber ſtehn. Es iſt dies wirklich betrübend. Der raiſonnirende Franzmann, der Himmel und Hölle herausfordert, den König und das Gouvernement läſtert, von Revolution, von Bürgerblut, von Krieg und Guillotine, wie von Kindereien ſpricht, ein Mann der Nationalgardiſt iſt und eine drittehalb Fuß hohe Bärmütze trägt, ein Eiſenfreſſer, wie es keinen gab, der eine deutſche Stadt in Furcht und Schrecken ſetzen könnte, dieſer Held iſt der erbärmlichſte Pantoffelknecht, folgt ſeiner Hälfte wie ein Lamm, widerſpricht ihr nie, wiegt und trägt die Kinder, ob ſeine, darnach fragt die Mutter, geht auf den Markt um einzukaufen, fegt das Zimmer und macht das Bette. Was treibt aber die Frau? Sie fährt

die Rechnung, putzt ſich, ſetzt ſich auf das Comptoir und ſieht zu, ob der Mann Alles recht macht. Dies in Wahrheit das Bild der häufigſten Pariſer Ehen des Mittelſtandes, gerade umgekehrt wie bei uns, wo die Frau der geplagte Geiſt und der Mann der Faullenzer iſt. Wollen vielleicht die unternehmenden Franzöſinnen das Loos ihrer deutſchen und engliſchen Schweſtern an ihren Gatten rächen, ſollen die Franzoſen für die Sünden der deutſchen Männer büßen? —

Wir ſtehn einmal bei dem Pariſer ſchönen Geſchlechte und können es unmöglich ſo karg abſpeiſen, haben wir dem männlichen ſo oft und lange Geduld und Nachſicht geſchenkt, ſo müſſen wir aus Galanterie den Damen auch Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ich möchte es um keinen Preis mit den Pariſerinnen verderben. Die Pariſerinnen! Darüber iſt ſchon viel geſagt und geſchrieben, über dieſe Kaſte unter den franzöſiſchen, über dieſen Typus unter allen Weibern. Schöne, liebenswürdige Pariſerinnen, mit den kleinen Füßen und ſchmächtigen Taillen, mit den lebendigen Augen und dunkeln Haaren, ſchmält mir nicht, daß ich es wage Euch zu beſprechen, ein zweiter Actäon Eure Blößen zu betrachten, verſchont mich gnädig mit Euerm Zorn und mit dem Mißgeſchicke jenes Unglücklichen, beſonders Du, vielgeliebte Pariſerinn, die ich dereinſt als

Lebensgefährtinn wähle, denn wenn ich je heirathen ſollte, ſo muß es eine Pariſerinn ſein!

Die Pariſerinn iſt liebenswürdig, zierlich, kokett, ſchwatzhaft, lebensluſtig, verwendet viel Geld und Zeit auf Putz und Schmuck, noch mehr auf Oper, Schauſpiel, Ball und Landpartieen, ſie iſt gutmüthig, oft leichtſinnig, in ſpätern Jahren eine treue Ehefrau, eine gute Hausfrau und beſorgte Mutter — voilà la Parisienne, die ſtolz iſt auf ihre Stadt, auf ihre Bildung, auf ihren Geſchmack und ihre Sitte. „Sind aber nicht, werden mir die geneigten Leſer einwenden, alle Frauen, wie deine gerühmten Pariſer Damen, gleichen ihnen nicht die deutſchen, engliſchen, ruſſiſchen, chineſiſchen und hottentottiſchen um ein Haar?“ Lieber Herr Leſer, in der Hauptſache wohl, denn ſind wir nicht allzumal Menſchen und Sünder und mangeln des Ruhms? Sind wir nicht Alle Sprößlinge des Adam, nicht alle Weiber ächte Nachkömmlinge der neugierigen, verführungsſüchtigen Eva? Aber zeigt mir Füßchen und Taillen wie in Paris, zeigt mir den Geſchmack in Kleidung, Tracht und Haltung, dieſe liebenswürdige Koketterie und unnachahmliche Naivität; wo findet ihr die Lebhaftigkeit, das Feuer, die Anmuth, die Verſtellungskunſt, die Verführungsſucht, die Leidenſchaftlichkeit, den Zauber, wie in Paris? Frankreichs Hauptſtadt iſt die Favoritinn des Allmächtigen, er nimmt

ſie unter ſeinen beſondern Schutz, denn hätte ſie ſonſt nicht längſt das Schickſal von Sodom und Gomorrha treffen müſſen?

Man wirft den Pariſerinnen vieles vor, Manches mit Recht, Manches mit himmelſchreiendem Unrecht. Wo fände der Critikus, der Sittenrichter, der Moraliſt nichts zu tadeln, Alles in dieſer ſublunariſchen Welt iſt unvollkommen. Nil perfecti sub sole, ſingt ſchon Salomo, der gut ſingen hatte bei ſeinen fünfhundert Weibern, der fromme Held. Die Pariſerinnen ſollen leichtſinnig ſein — den Fehler theilen ſie mit der männlichen Bevölkerung, hat alſo kein Theil dem andern etwas vorzuwerfen, wodurch ſchon ein Stein des Anſtoßes und der Zwietracht in der ſocialen Welt aus dem Wege geräumt iſt. Da aber mehr oder weniger alle Weiber leichtſinnig ſind, ſo wäre dies eigentlich kein Vorwurf, daß die Pariſerinnen in einem beſondern Grade jenen Fehler beſäßen, möchte ich kaum behaupten, zumal wenn ich als billiger Chriſt bedenke, daß Paris eine Million Einwohner, viel Verführungen und viel ſchlechtes Volk hat, welches aus allen Theilen Frankreichs, Europa's und der Erde hier zuſammenläuft. Das Laſter ſollte man in dieſer großen Cloake als ſolches nicht aufzählen, jede Tugend aber mit der Bürgerkrone ſchmücken. — Die Pariſerinnen ſind genußſüchtig. Gerade ſo viel, als alle Weiber

und Menſchen, die eben ſolche Gelegenheit haben ihrer Genußſucht zu fröhnen, als jene. In Paris läßt man viel aufgehn, weil man viel gewinnt, dort erhält erſt das Geld ſeinen Werth, denn was hilft mir aller Reichthum, wenn ich ſeiner nicht froh werde? — Daß unſere Heldinnen ſich gern putzen, iſt wahr, ſie wiſſen es auch mit Geſchmack und wenn ſie wollen mit Anſtand zu thun. Sie beherrſchen die Modewelt und fühlen es, ſie ſind ſtolz die Königinnen der Mode, aber nur im Staate, im Negligee — ſollen ſie auch reizend, ſehr reizend ſein. Dieſe Putzſucht iſt kein Vorwurf, vielmehr ein Vorzug, für wen putzen ſich die Weiber? für uns, wem wollen ſie gefallen? uns, denn die Weiber wollen ſich nie gegenſeitig gefallen, ſie beneiden und verachten ſich dazu allzuſehr. — Weiter: die Pariſerinnen haben nur eine oberflächliche Erziehung, ſind ſchlechte Hausfrauen, untreue Weiber, ſorgloſe Mütter — — halt, c'est un peu trop fort! Wenn ich das zugäbe, wäre ich werth, daß mir die Angeſchuldigten die Augen auskrazten, wohl gar noch ſchrecklicherer Strafe, denn die Franzöſinnen ſind leidenſchaftlich, ſind wild und grauſam, wenn ſie in rage gerathen: ich fürchte die Franzoſen, noch mehr die Franzöſinnen!

Mit der Erziehung hat es in Frankreich allerdings eine eigene Bewandniß, in Paris prägt ſich dies am auf-

fallendſten aus. Das ſteht feſt, daß hier in der Regel alle Kinder verzogen werden. Dies iſt erklärlich, denn in Paris findet man höchſt ſelten ein Ehepaar, welches mehr als zwei Kinder hätte, ſind dieſe glücklich erzielt, dann iſt Vater und Mutter zufrieden und glücklich, wenn es ein Knabe und ein Mädchen; wenn dies nicht der Fall, möchte wohl gar noch ein Drittes das Licht der Welt erblicken, aber mehr — nie, es müßte denn eines der vorhandenen ſterben. Der Pariſer will keine große Familie, keine Berſplitterung des Vermögens, Kinder koſten in Paris auch viel. Ein deutſcher Landpfarrer ernährt und zieht ein Dutzend auf mit denſelben Revenüen jährlich, welche in Paris ein Angeſtellter, oder Geſchäftsmann monatlich hat und doch nicht wagt mehr als zwei Würmer, marmots, in die Welt zu ſetzen. Dieſe beiden Kinder ſind dann aber auch die Augäpfel, an ſie wird gewandt, was Liebe, Beſitz, oder Verdienſt vermögen. Ich fragte einſt eine wohlhabende Franzöſinn in den dreißigen, bei welcher einer meiner Freunde wohnte, ob ſie Familie habe. Freilich Monsieur, erwiederte ſie, mein Mann iſt im Atelier und meine beiden Kinder ſind in der Schule. — Nur zwei Kinder, Madame? — Wollen Sie, daß ich mehr hätte, fi donc, was würden die Leute ſagen und welchen Plack und welche Sorgen ich auf dem Halſe haben! — Aber Madamchen, ſo jung, ſo hübſch ſo blühend und

ſchon — — Ich verſtehe, méchant, mais qu'est ce que çà fait, nous nous amusons pourtant!

Nehmen wir eine Pariſer Familie, deren Kinderſegen in zwei Sprößlingen beſteht und beſchäftigen uns ausſchließlich mit dem weiblichen. Das Mädchen, der Verzug des Vaters, bleibt bis zum fünften, ſechsten, oft bis zum zehnten Jahre durchaus zu Hauſe, dann wird es in eine öffentliche Schule, ſind die Eltern einigermaßen bemittelt, in eine Privatſchule geſchickt. Dieſe Privatinſtitute, deren es in Paris vielleicht 500 giebt, heißen pension pour les jeunes demoiselles, pensionnat, externat, und institution mit obigem Geſchlechtsbezeichnendem Zuſatze. Nun geht die Erziehung los: hier iſt ſie religiös, dort frivol, hier wird muſicirt, dort gezeichnet, unwiſſende Lehrer und Lehrerinnen verpfuſchen, was beſſere eingebläuet haben, denn dieſe Anſtalten, die in der Wohlfeilheit concurriren, ſind oft erbärmlich, ihre Directoren, Directricen oder Entepreneurs führen mit Recht den Namen: marchands de soupe. Die Tochter beſucht ſo lange, als ſie mit Anſtand und ungefährdet allein über die Straße gehn kann, alſo bis zum dreizehnten, höchſtens vierzehnten Jahre als Externe eine ſolche Anſtalt. Bis dahin genießt ſie von 9—5 Uhr Unterricht und Aufſicht in dem Inſtitute, vorher muß ſie zu Hauſe frühſtücken, nachher kann ſie ebendaſelbſt diniren, denn die übrige Zeit außer

dieſen acht Stunden iſt ſie unter dem elterlichen Dache. Aber das enfant wird eine demoiselle, eine jeune dame, die Eltern können ſie nicht mehr wahren, können ſie nicht mehr allein in das entfernte Inſtitut ſenden, denn das Töchterchen, früher reif als eine kältere Deutſche, möchte — Gott weiß, was Alles. Sie kommt daher als Interne in eine Penſionsanſtalt, iſt ſie eine Adelige und reich, au sacré coeur, — doch ſteht die Wahl frei, überall hängen Aushängeſchilder männlicher und weiblicher Penſionen.

Das Täubchen muß ſich von den Eltern trennen, die Alten weinen, das Junge iſt ſeelenvergnügt, denn in der Penſion weilen ſeine Geſpielinnen, die Genoſſen und Vertrauten ſeiner Geheimniſſe, in der Penſion wird intriguirt, werden Liebſchaften angeſponnen, eine Penſionärinn gilt etwas, ſie iſt ballfähig und kann ſich verheirathen. Die Tochter ſieht von nun alle vierzehn Tage die Eltern; obwohl in derſelben Stadt entfremdet ſie ſich dem elterlichen Hauſe immer mehr, muß ſie ſpäter dahin zurückkehren, ſo ſeufzt und verlangt ſie immer nach den goldnen Tagen der Penſion zurück. Oft, wie ſchon erwähnt, betritt das Mädchen nicht wieder das Dach unter dem es geboren, unter dem es die erſten Jahre ſeiner Kindheit verlebt hat, aus der Penſion tritt es vor den Altar an der Hand des Erwählten, oder eilt einer andern Beſtimmung entgegen.

Jede Tochter bemittelter und reicher Eltern wird in einer Penſion erzogen, dies durchaus Regel in Paris. In den allervornehmſten Häuſern finden wir Gouvernanten, aber nicht für erwachſene Fräulein, ſondern für die jüngern Geſchwiſtern, die Pariſer Dame erhält Erziehung und Bildung in der Penſion, dort ſchließt ſie Freundſchaften und knüpft Liebſchaften an. Mit Unrecht ſtehn dieſe Penſionen, namentlich in unſerm Deutſchland, in Miscredit, in den meiſten herrſcht ſogar zu klöſterliche Zucht, fliegen die Täubchen einmal aus, ſo fallen ſie deſto eher in Schlingen und Fallen, denn ſie kennen das Terrain zu wenig. Doch in jeder Penſion mag es anders ſein, es gleichen ſich ja nie zwei Dinge auf dieſer Erde, ſollten es zwei weibliche Erziehungsanſtalten, in denen von zehn bis funfzig Mädchen zuſammen leben? Viele derartige Anſtalten mögen recht gut ſein, manche viel zu wünſchen übrig laſſen; in der einen koſtet es das Doppelte, wie in der andern, ſind alſo in jener wahrſcheinlich Lehrer, Aufſicht, Koſt und Wohnung beſſer. Der Preis wechſelt von 80—150 Franken monatlich, es giebt aber gewiß noch theuerere und wohl auch wohlfeilere. Familien geben ſich in Paris mit der Erziehung fremder Knaben und Mädchen nicht ab, es iſt dies unbekannt und ungewöhnlich, fände man eine Familie, die es des Geldes halber thäte, ſo würde ſie gewiß exorbitant fordern. Ich

kenne dies genau, weil ich mich Monate lang nach der Unterbringung eines deutſchen Fräuleins aus guter Familie umſehen mußte, für Geld kann man zwar Alles erlangen, aber dann mache man ſich auch auf unchriſtliches Zahlen gefaßt. Auch verſuchte ich früher einmal in weiblichen Inſtituten deutſchen Unterricht zu ertheilen, es waren dies Inſtitute erſten Ranges, in denen pro Lection fünf bis zehn Franken bezahlt wurden. Das lockt und dann die niedlichen Kinder! Ich warf mich in Galla, nahm meine ehrbare Miene an und einige Recommandationsſchreiben in die Hand; ich war in mehreren Penſionen, aber ich fuhr in jeglicher ab und wieder fort, denn ich kam ſtolz in einem Cabriolet. In der einen war ich zu jung, in der andern war die Stunde ſchon beſetzt, in der dritten ſollte ich catholiſch, in der vierten, glaube ich, gar ein Eunuch ſein. Man ſieht hieraus, daß den Pariſer Penſionairinnen nicht ſo leicht beizukommen iſt, Millionaire und Herzöge, Fürſten und Speculanten, die in Paris leben, bringen daher ihre Töchter ungeſcheut in eine Penſionsanſtalt derſelben Stadt.

Nothwendig müſſen aus dieſer Erziehungsmethode mehrere Inconvenienzen entſtehn. Die Frau ſoll nicht für das öffentliche, ſondern für das Familienleben gebildet, ſie ſoll häuslich erzogen werden. Schöngeiſtige Damen, Schriftſtellerinnen ſind Abnormitäten, obwohl oft ſehr

erfreuliche Erſcheinungen: ſie ſind gewöhnlich ſchlechte Mütter, unordentliche Haushälterinnen und nicht die zuverläßigſten Weiber. Auch ſcheint mir, daß das ſtete Zuſammenleben junger, wilder Mädchen, die gerade in den bedenklichſten Jahren ſtehn, nicht zweckmäßig ſei, was haben wir als Buben in jener Zeit für Streiche gemacht und nun gar erſt die Mädchen! — Die Penſionärinnen kommen zu ſelten in die Welt, von der ſie ſich in der Abgeſchiedenheit die lockendſten, herrlichſten Vorſtellungen machen, treten ſie endlich aus der Anſtalt aus, ſo verbrennen ſie oft die Flügel an dem Lichte, welches ſie nicht kannten und nicht fürchteten. Sie ſind überdem nur auf weiblichen Umgang beſchränkt, alte hypochondriſche Lehrer und glatzköpfige Pfaffen abgerechnet, wie aber für unſer Geſchlecht der weibliche Umgang der bildendſte, ſo für dieſes der männliche. Man könnte noch hinzufügen, daß der Unterricht und die Erziehung in einem Inſtitute einſeitig wären, daß die Mutterpflege und das Mutterauge mangelten, daß die Zöglinge nicht kochen, backen u. ſ. w. lernten, doch dies ſind Dinge die keiner Erwähnung bedürfen, da ſie aus der Einrichtung, Art und Weiſe einer Erziehungsanſtalt nothwendig folgen müſſen.

Jenen Vorwurf alſo, daß die Franzöſinnen, vorzugsweiſe die Pariſerinnen, nur eine oberflächliche Erziehung

genoſſen hätten, müſſen wir zurückweiſen, in Frankreich und Paris kann einmal nicht anders erzogen werden, wollt Ihr dem Neger verargen, daß er ſchwarz iſt? Man müßte erſt nicht weniger und nicht mehr, als Alles ändern, um eine andere Erziehung zu bezwecken und zu erreichen: Sitten, Gebräuche, Character und Clima, man müßte Paris zerſtören und Frankreich zerſtückeln. Rechnen wir alſo, wenn nach unſern Begriffen die Franzöſinnen mangelhaft erzogen ſind, es den armen Zöglingen nicht an, ſie ſind unſchuldig und möchten wieder in Manchem Eure Lehrerinnen ſein können, Ihr blonden Töchter jenſeits des Rheins mit dem ſpöttelnden Mitleid. Es iſt wahr in Religion, in Geſchichte und Geographie mögt Ihr weiter ſein, Ihr ſittlichen Thusnelden, Ihr mögt beſſer kochen, waſchen, ſtricken und flicken können, aber Ihr ſeid entſetzlich viel langweiliger, eine Gallierinn überſieht Euch zwei Mal und betrügt Euch, wenn ſie will, vier Mal, ehe Ihr es merkt in Eurer Taubeneinfalt.

Folgen wir einer Pariſerinn aus der Penſionsanſtalt zum Traualtar, von hier in den Eheſtand. Dieſer heilige Weheſtand ſoll in Frankreich gar nicht recht reſpectirt werden, immer mehr von ſeinem ſacramentaliſchen Anſehn verlieren, man kann ſich ſogar geſetzlich ohne Kirche und Prieſter dort verbinden — es iſt zu arg, ſagen die deutſchen Mütter, außer denen im Großherzogthum Baden

und den überrheiniſchen Parcellen, wo der code Napoléon noch Geſetzbuch iſt. Was hat denn unſere deutſche Ehe ſo Vorzügliches? Muß Mann und Frau ſich lieben und vertrauen, müſſen ſie die Kinder gut erziehn, weil der Prieſter es verlangt? Hat der kirchliche Act ſo viel Rührendes, Großartiges? Betrachtet das Hochzeitfeſt nachher, — es iſt Alles recht irdiſch und fleiſchlich, die Ehegelübde haben noch Niemand, oder nur ganz ſchwache Geiſter gefeſſelt, und dieſe werden ſchon durch ihre pantoffelmuthigen Hausehren gefeſſelt. In Frankreich geht es gerade wie in Deutſchland, in Paris wie in Wien, Berlin, München und Hamburg: liebt ſich ein Ehepaar, achtet es ſich gegenſeitig, fallen die Intereſſen zuſammen, gut, dann lebt es friedlich und vergnügt zuſammen, bildet eine gute Ehe; das Gegentheil bildet eine ſchlechte: in dieſem Falle entſchädigt ſich Mann und Weib anderweitig, oder trennt ſich. Letzteres hält in Frankreich ſchwer und kann nur unter großen Geldaufopferungen von Seiten des Mannes, der ſeine von Tiſch und Bett geſchiedene Frau ernähren muß, geſchehen. Gänzliche Scheidung findet, wie bekannt, bei Catholiken nicht Statt, die Ehe iſt ihnen ein Sacrament und alſo unauflösbar, deßhalb hat man jenen Mittelweg eingeſchlagen, deren man immer findet, wenn man ſucht. Weder Mann noch Frau, die richterlich von Tiſch und Bett geſchieden,

dürfen ſich wieder verheirathen, laſſen Temperament, Natur, Neigung oder Geſchäftsverhältniße das Alleinſtehn nicht zu, ſo verbindet ſich der getrennte Mann mit einer Freundinn, die Frau mit einem Freunde. Dieſer Verbindungen giebt es unzählige in Paris, ſie haben nichts Auffallendes. Derjenige jedoch, der von ſeiner geſchiedenen Frau ernährt wird, was bisweilen auch vorkommt, genießt in der Regel keiner ſonderlichen Achtung, was wäre für einen Mann auch drückender und ſchimpflicher, als von der geſchiedenen Frau gefüttert zu werden!

Im Ganzen haben wir gefunden, daß die Ehen in Paris eben ſo glücklich ſind, als in den größern Städten Deutſchlands: Deutſchland hat kein Paris, ein Sündenbock, auf welchen man mit Recht viel ſetzen kann und muß. Wie ſchon geſagt, führen die franzöſiſchen Weiber häufiger das Regiment, als die Deutſchen, mag dies vielleicht aus der bekannten Galanterie der Franzoſen herrühren, oder aus ihrer Gutmüthigkeit, oder aus der Schlauheit der Weiber. Ausnahmen hier, wie überall, beſonders in den unterſten Ständen. Mit eben der Ueberzeugung ſtellen wir die Regel auf, daß Männer und Frauen in Frankreich — wo wir allgemein lobend ſprechen können, thun wir es gern — gute Eltern ſind, in der Hauptſtadt finden wir dies eher in einem höhern, als

mindern Grade, vielleicht um deswillen, weil hier der Kinderſegen nicht ſo reich, als in der Provinz.

Nun noch ein Wort über die Pariſerinnen als Hausfrauen. Wollte man dieſen Gegenſtand erſchöpfen, ſo müßte man alle Stände und Claſſen behandeln, dazu würde es den Leſern an Geduld fehlen, mögen ſie mir daher auf's Wort glauben, daß es in Paris gerade ſo viel ordentliche, und gerade ſo viel unordentliche Hausfrauen giebt, wie überall, daß es ſehr treue, zärtliche Gattinnen giebt, ohne Widerrede aber auch viele untreue, wovon man den Grund wiederum in der Größe der Stadt, in der Menge der Verführungen, der Gewandheit der Verführer, in den Sitten und in dem Temperamente des franzöſiſchen Volkes zu ſuchen hat. Und wie viel Conventionsehen werden in Paris geſchloſſen, wie viele ſind nur und einzig Speculationen! Alſo Gerechtigkeit, Billigkeit und — Nachſicht; wer hebt auch den erſten Stein auf? Laßt das alte, ſchmutzige, verderbte, liederliche und liebe Paris exiſtiren, laßt es ſtehn mit ſeinen Laſtern und Tugenden, mit Luſt und Schmerz, in ſeiner Größe und Kleine, ändert nichts, denn ſonſt habt Ihr kein Paris mehr, Paris kann nur ſo ſein, wie es iſt.

Kommt eine deutſche Dame nach Frankreichs geprieſener Hauptſtadt, ich ſetze, daß ſie ohne nähere Bekanntſchaften und Familienverbindungen ſei, ſo gefallen ihr die

Pariſerinnen am allerwenigſten, ſie lobt die Theater, Concerte, die Pracht, den Glanz, die neuen Moden, die ſchönen Stoffe, vielleicht auch die eleganten Herren, aber für ihre Mitſchweſtern hat ſie nur Abſcheu und Widerwillen, ob dies erkünſtelt, oder Neid, oder Vorurtheil ſei, n'importe, es iſt einmal ſo. Nur allmählich und bei genauerer Bekanntſchaft gewöhnt ſich die Deutſche und Engländerinn an die Franzöſinn, aus der Bekanntſchaft entſteht Freundſchaft, die ſich bald von den Individuen auf die Geſammtheit ausdehnt; iſt die Deutſche ein Jahr in Paris geweſen, ſo will ſie nicht wieder fort, Alles glänzt ihr jetzt in einem andern Lichte, ſie findet nun die Franzöſinnen liebenswürdig, herrlich. Eben ſo erging es Helena, die einen wahren Abſcheu gegen die Franzöſinnen mitbrachte. Der Mangel einer leichten Verſtändigung trug bei ihr, wie bei der Mehrzahl der Ausländerinnen, das Meiſte bei. Mit der Sprache erlernt man Sitten und Gewohnheiten: Vieles verliert, mehr noch gewinnt, bald und man iſt heimiſch. Verhältniße können jedoch hier, wie überall, ändern, wer in glänzenden Umſtänden nach Paris kommt und kein Einfaltspinſel von Hauſe aus iſt, wird ſich immer gefallen, der Arme, der Unglückliche kommt auch hier in kein Eldorado, der Fleißige und Geſchickte kann es ſich aber erwerben und der Verſchwender das ſeine bald verlieren.

Kehren wir jetzt von dem langen Seitenwege in die Hauptſtraße zurück, von der wir auswanderten. Von Helena und der Madame Otran kamen wir auf die Pariſerinnen, die mir ob ihrer Characteriſtik nicht zu arg ſchmollen werden, denn ſie ſind doch im Ganzen gnädig genug weggekommen. Ich hätte noch Manches ſagen, und ohne Furcht ſagen können, da die Pariſerinnen kein Deutſch verſtehn und verſtänden ſie es, gerade meine Werke nicht leſen würden: aber ich will ehrlich, wahr und discret ſein und ſieht nicht Jeder mit ſeinen Augen, nicht Jeder anders? — —

Durch die Anſpielungen der Madame Otran, welche Helena zu ihrer Verbündeten gemacht hatte, endlich, als dieſe Plänkeleien nicht fruchteten, durch wirkliche Demonſtrationen und Angriffe ließen ſich Herrmann und mein Inviduum bewegen die Damen nach Tivoli zu führen. Es war Zeit, wenn wir in dieſem Jahre jenen Ort noch beſuchen wollten und geſchah es in dieſem Jahre nicht, dann vielleicht nie, da die Welt wahrſcheinlich bald untergeht. Sie kann untergehn, ſie hat lange genug, nur zu lange geſtanden: der Weltuntergang iſt mir der erhabenſte, kühnſte Gedanke, mein Verſtand ſteht ſtille, wenn ich mir jene Scene auszumalen ſtrebe, er ſteht ſtille vor Wonne und Entzücken; Rache, Wolluſt und Befriedi-

gung will ich in gierigen Zügen in jener entſetzlich-ſüßen Stunde ſchlürfen. Doch der Weltuntergang ward heute Abend in Tivoli nicht aufgeführt, man hatte die Apotheoſe Napoleons angekündigt und doppelt eingeladen und doppelte Ohren und Augenweide verſprochen, da es das vorletzte Feſt war: der Schluß ſollte Alles verherrlichen und übertreffen, deßhalb gab man die Gottwerdung (analog nach Menſchwerdung) des größten Sterblichen, ohne daran zu denken gerade in dem Monate, in welchem ihm vor vier und zwanzig Jahren das Schickſal ſo menſchlich tief gebeugt, über ſein irdiſches Loos entſchieden hatte.

Wenn Weiber wollen, ſo kann man ihnen nichts abſchlagen, die Otran wollte und konnte viel, wir mußten daher nach Tivoli. Dieſer Vergnügungsort der höhern Welt liegt am Weſtende von Paris in der rue Clichy neben dem neuen Schuldengefängniße, die hohe Mauer des leichtſinnigen Priſons ſtößt an den heitern, eleganten Garten, Viele die dort ſitzen waren früher hier, Viele die hier ſind kommen vielleicht bald dort hin, Frohſinn und Freiheit neben Kerker, Leben neben Tod — das findet man häufig in Paris. — Ich glaube der Name Tivoli iſt italiäniſch, die Bedeutung des heutigen Tivoli, glaube ich, ſtammt aus Neapel, ſchwerlich aus Berlin,

wo auch ein Tivoli mit Rutſchberg und Appendix iſt. Ich ſpreche jetzt von dem Pariſer Tivoli, welches ein mäßig großer, mit Alleen, Lauben, Kiosk's, Gartenhäuſern, Orcheſtern, Theatern, Tanzplätzen, Rutſchbergen, Piſtolenſtänden, tirs au pistolet, mit Reſtaurationen, Kaffeehäuſern und einer Kaſſe verſehener Garten iſt, letzter Beſtandtheil iſt der unangenehmſte, Jeder, welcher kein billet de faveur oder d'abonnement hat, muß hier fünf Franken Entrée erlegen, Männlein wie Weiblein. Für dieſes Eintrittsgeld genießt man die luftige Kühle, eine großartige, bunte Erleuchtung, Tanzmuſik, und Symphonien auf einem andern, entfernteren Orcheſter, bisweilen einige theatraliſche Vorſtellungen und zum Schluß jedes Mal ein Feuerwerk. Für Erfriſchungen, für mehrere Sehenswürdigkeiten, z. B. ein Schiffsarſenal en miniature, für Piſtolenſchießen, für verſchiedene Spiele, für Rutſchparthieen und für Wahrſagen muß man extra bezahlen. Der Wahrſager iſt eine merkwürdige Perſonage, ein großer, ſchwarzer, ernſter Mann in weitem Talar mit Hieroglyphen bedeckt, Hieroglyphen am weit herunterhängenden Gürtel, am Zauberſtabe und an der goldenen Krone. Er thront in einem runden, halb offenen Tempel auf hoher Eſtrade, um ihn ſtehn geheimnißvolle Dinge, Büchſen und Gläſer, Bücher voll Zeichen, chemiſches Apparat und andere Wahrſagerinſtrumente; in einem

Halbkreiſe ſitzen Schickſalsneugierige Herren und Damen, denen der Mann, welchem Zukunft und Vergangenheit offenbar iſt, durch ein Sprachrohr ihr Geſchick zuflüſtert. Heilige, ſchaurige Stille herrſcht in dem Kreiſe, Würde und Hohheit leuchten auf dem Antlitze des Unerforſchlichen, der die Geheimniße dieſer und anderer Welten ergründet hat und der von ſeiner Unfehlbarkeit überzeugt iſt, wie der Oberpfaffe in Rom von der ſeinen. Ein furchtbarer Blick traf uns, die Frevler, die Spötter, die ihr Lächeln nicht zurückzuhalten vermochten, der Wahrſager warf vernichtende, ſprühende Blitze auf uns Ungläubige, die gläubige Geſellſchaft war erboßt ob der Störung, wir blieſen deßhalb zum Rückzuge.

Am Piſtolenſtande ſchoßen Damen mit ſicherer Hand und beſchämten oft ihre Galans. An einem andern Orte wurde mit Flinten nach einem Vogel geſchoſſen, der getroffen in Feuer verſprühte. Weiter ſtanden Seſſel zum Wägen, Kraftproben, andere Spiele und Blumenverkäuferinnen. Am Tanzplatze reges Leben: ſchöne Weiber, meiſt femmes entretenues, deren Terrain das Tivoli hauptſächlich iſt, bewegten ſich in Contretänzen, andere ſahen zu, noch andere promenirten mit ihren Entreteneurs, oder Cicisbeo's für dieſen Abend, die wahren amants waren vielleicht auf der Campagne oder in Soi-

rées. Ich glaube wenigſtens vielen Damen angemerkt zu haben, daß ſie nicht an dem Arme des Légitime hingen, ſie waren zu fröhlich, zu liebenswürdig: ſchön waren meiſt alle. Welcher Reichthum und Glanz in den Anzügen, welche Eleganz und Modeſucht! Helena war vergnügt, ganz Auge und Ohr, Madame Otran knirſchte vor Neid und Zorn, ſie bebte an meinem Arme, ſie war unwohl und wollte fort, denn ſie war nicht mehr jung, nicht ſchön und nicht elegant, ihre ſonſtigen Vorzüge konnte ſie hier nicht entfalten. Mit Mühe hielten wir ſie bis zur Apotheoſe zurück: ein Kanonenſchuß verkündete den Anfang des Feuerwerks, Alles drängte ſich nach einem offenen Raſenplatze, von dem Raketen ſtiegen, auf dem bengaliſche Feuer brannten, Fröſche hüpften und Feuerräder ſchwirrten. Dies das Vorſpiel, dem plötzliches Dunkel und Stille folgten. Durch Zündfäden ward im Nu ein bis dahin unbemerktes Gerüſt in helles, buntfarbiges Feuer geſetzt, zwei große Pyramiden, auf denen Adler thronten und kriegeriſche Embleme. Auf einen zweiten Kanonenſchlag ward in der Mitte der beiden Säulen die koloſſale Statue Napoleons entzündet, trefflich dargeſtellt im Ueberrocke, weltbekannten Huthe, die eine Hand auf der Bruſt: lauter, anhaltender Bewunderungsruf, freudige Exclamationen, frohe und trübe Reminiscenzen, die in jedem Franzo-

ſen aufſteigen, wenn er ſeinen Kaiſer verherrlicht ſieht, möge der Franzoſe einer Parthei angehören, welcher er wolle.

Das Feuerbild erloſch und die Menge eilte nach Hauſe.

XVI.

Religion, Zuknnft, Selbſtmord. — Die Gobelins.

Post nubila Phoebus, ſagt irgend ein heidniſcher Römer, der mit eben dem Rechte auch post Phoebum nubila hätte ſagen können, denn wie in der Natur, ſo im menſchlichen Leben eben ſo häufig Sonnenſchein nach Regen, wie Regen nach Sonnenſchein. Erſteres iſt zwar angenehmer, denn das Gute ſchmeckt ſtets beſſer nach dem Schlechten, als wie dieſes nach jenem, deßhalb aber zweites nicht minder wahr. Im Leben ſehen wir ſogar öfter nubila post Phoebum, als nach Betrübniß und Unglück, Freude und Glück, es liegt dies in der menſchlichen Natur, die ſich des Guten leicht überhebt: im Unglück muß man verharren, mit dem Glücke kann man aber bald fertig werden.

Wir ſahen, daß Herrmann und Helena ſorgenfreier und zufriedener lebten, daß erſterer heiterer ward, dieſe ſich an das fremdartige Leben und ihre neuen Umgebungen gewöhnte. Dieſe Ruhe und Zufriedenheit waren

nur von kurzer Dauer, bald erſchienen wieder Wolken und trübere Wolken, denn zuvor, auf Herrmanns Stirn und die arme Helena litt mit ihm, ohne die Urſachen ſeines Mißmuths, ſeiner Niedergeſchlagenheit zu kennen. Die Madame Otran war ihr in dieſer Lage und bei den immer häufigern Abweſenheiten ihres Mannes eine willkommene Erſcheinung, die jedoch, wie mir ſpäter klar ward, vielmehr Oel ins Feuer goß, als die Brennſtoffe zu entfernen, oder weniger zündbar zu machen ſich beſtrebte. Mir wurde dieſe Frau verdächtig, Helena's unbewachte Aeußerungen machten mich aufmerkſam; wenn ich zur Zeit in ihr noch nicht die Kupplerinn, die Buhlerinn ſah, ſo merkte ich doch, daß ſie nur aus eigennützigen Abſichten ſich uns genähert, daß ſie aus angebornem Triebe zum Schlechten Geklätſch erſann, ausbreitete und ſich der Wirkungen ihrer Lügen und malitiöſen Anſtiftungen freuete, daß ſie endlich Helena verdarb, den leichtgläubigen, gutmüthigen Herrmann am Gängelbande führte und ſeine Kaſſe nach Gefallen zu der ihrigen machte. Ich behielt meine Wahrnehmungen bei mir, eine falſche Discretion, die ich ſpäter bitter bereuete; aber da ich bis hierher noch keine Gewißheit, keine Thatſachen als Belege hatte, ſo wollte ich meine Muthmaßungen nicht zum Nachtheile einer Frau mittheilen, die mir eine Zeit lang ihre Gunſt geſchenkt hatte. Wenn ich das Weib anſah,

jammerte es mich bei ſo viel Verſtand, Geiſt und Bildung, ſo wenig ſittlichen Fonds zu treffen, Verſtellung ſtatt Natur, Koketterie ſtatt Anmuth, Alles falſch, Herz wie Zunge: es war das klügſte aber leidenſchaftlichſte, das intereſſanteſte aber verderbteſte weibliche Weſen, was ich gekannt. Zur Zeit konnte und wollte ich noch nicht ganz mit ihr brechen, denn ich mochte der armen Helena dieſen Umgang nicht rauben, ich mußte ſogar oft mit ihr verkehren, mit ihr disputiren und ſie anhören, da ich häufig mit Herrmanns Frau zuſammen war, die mir von ihrem faſt immer abweſenden Mann empfohlen ſich mir mit Vertrauen näherte und meine Geſellſchaft ſuchte. Allein wollte ich mit der Frau des Freundes nicht ſein, mir war ſchon in dieſer Hinſicht die Gegenwart der Otran erwünſcht und dann muß ich offen geſtehn, daß ihre Unterhaltung belehrend, ihre Bemerkungen meiſt treffend und ihre Geſpräche, außer wenn ſie auf Liebe und Sentimentalität Bezug hatten, intereſſant waren.

Es iſt merkwürdig, daß Frauen von einem gewiſſen Alter, vorzugsweiſe zwiſchen dreißig und vierzig Jahren, mehr ſentimentaliſiren, mehr von platoniſcher Liebe, von Seelenverwandtſchaft ſchwärmen, als Mädchen und junge Weiber. Es ließe ſich dies aus mancherlei erklären, aus getäuſchter Erwartung, aus unbefriedigter Zärtlichkeit und Sehnſucht, aus Ueberſättigung, aus dem Verlangen

nach Aenderung und Neuheit; bei Andern aus Leere, Einſamkeit, Mangel an Verſtändigung und verwandten Seelen; bei noch Andern mag es eine Schlinge, oder ein Köder ſein. Wir ſprechen hier von verheiratheten Frauen oder Wittwen, bei alten Jungfern kommen alle jene drei Rubriken von Gründen zuſammen, bei ihnen iſt es leicht erklärlich. Gott, eine alte Jungfer und Plato!

Hatte ich glücklich die Madame Otran von Plato und der Sentimentalität abgewendet, ſo drehte ſich unſere Unterhaltung um intereſſantere Gegenſtände, um Paris mit ſeinen Sehenswürdigkeiten und Menſchen, um unſer Vaterland, um unſere pensions bourgeoises: waren wir einmal auf dieſem Puncte, dann wurde geklatſcht und perſiflirt, erbärmlich über den Nächſten hergezogen — die Otran hat auch mich verdorben.

Helena war ſchwärmeriſch, wie ihr Mann, und religiös wie eine Deutſche. Sie leitete gern das Geſpräch auf Religion, auf Tugend und andere Abstracta, mit denen die Concreta ſo oft in Conflict gerathen. War ſie auf dieſem Terrain, ſo ſecundirte ihr Madame Otran meiſterlich, beide drangen vereint auf mich ein, führten in der Perſon Herrmanns ſogar noch bisweilen eine Reſerve herbei. Dann ging es über meine unglückliche Perſon her, die oft in die Enge und in's Gedränge kam, denn wie ſoll ſich ein Mann dem ſchönen Geſchlechte

gegenüber vertheidigen? Mit Fauſt und Schwert geht es nicht, durch Vernunftgründe kann er nicht, überſchreien eben ſo wenig, er iſt verloren, wenn er nicht in der höchſten Noth eine glückliche Wendung, ein treffendes Wort, oder ein ſchlagendes Beiſpiel auffindet.

Eines Nachmittags beehrten mich Helena und Madame Otran auf meinem Zimmer, welches ich damals faſt nie verließ. In Frankreich können Herren Damen auf deren Zimmer, ſelbſt mit Anſtand die im Bette liegenden kranken Damen beſuchen, aus Reciprocität kommen dann auch wieder Damen auf die Zimmer der Herrn. In Geſellſchaft hat es auch keine Gefahr. Ich beeilte mich den beiden Kaffeſchweſtern in meiner Maſchine Kaffe, welchen ich en poudre höchſt ſelbſt aus dem Gourmand, einer Specereihandlung im Palais royal geholt hatte, zu bereiten und ſie nach Kräften zu unterhalten. Der Kaffe gelang, aber die Converſation nicht, die Madame Otran war mißlaunt, oder hatte etwas auf dem Herzen, vielleicht auch auf dem Gewiſſen, Helena war ſehr traurig. Sie hatte geweint, ihre jetzige Hauptbeſchäftigung. In dieſer Stimmung fiel das Geſpräch alsbald auf traurige Dinge, auf Träume, Ahndungen, Unglück, Schickſal und den Refrain machte die Religion, die gewöhnlich an die Reihe kommt, wenn Alles verloren, wenn nichts Anderes mehr helfen kann, kein Ausweg

mehr zu finden iſt. Der Leichtſinnige, welcher nach dem Verluſt ſeiner Habe oder Ehre ſich in der Verzweiflung an Gott wendet, den er früher nicht achtete, oder verachtete, ſpottet nur, der Verbrecher, welcher im Kerker, oder vor ſeiner Hinrichtung ſich mit Gott verſöhnen will, gleicht dem Schiffer, der ſein Fahrzeug frech anbohrt und bei dem Sinken deſſelben ſich am Bord halten, oder dem, der ſein Schiff gegen Felſen treibt und auf einer Planke des geſcheiterten ſich retten will.

Während unſeres oft ſtockenden, trübſeligen Geſprächs trat Herrmann ein. Seine Wangen waren bleich, die Haare hingen unordentlich über die gefurchte Stirn, die Augen blickten ſtier und wild. Helena eilte auf ihn zu, umarmte ihn weinend und erkundigte ſich theilnehmend nach dem Befinden des Geliebten. „Mir iſt wohl, doch habe ich wieder unangenehme Nachrichten erhalten, immer nur Unglück, nie eine freudige Botſchaft!“ Ich ſah tiefer, Briefe hatten den Freund nicht ſo bewegt, hier mußte etwas anderes, vielleicht Schreckliches, zu Grunde liegen; doch ich mochte den Schleier nicht lüften, ich mühte mich vielmehr ihn noch dichter und feſter zu ziehn. Herrmann wollte ſich keinenfalls offenbaren, war er doch ſelbſt gegen Helena ſchweigſam, die das erſte Recht auf ſeine Geheimniße, auf die Offenbarung ſeiner Leiden hatte. Er ſchwieg und litt, litt doppelt weil er allein litt, denn

ſeine Frau duldete nur, weil ſie ihn dulden ſah. Ich ladete den Freund zum Bleiben ein und verſuchte ſeinen Kummer zu verſcheuchen, indem ich ihn in das Geſpräch verflocht und dieſes auf weniger ernſte und trübe Gegenſtände lenkte. Aber es gelang nicht, wir fuhren in dem begonnenen Geleiſe fort; ſprach ich über Theater, ſo kamen die Andern auf die Kirche, erwähnte ich eines Achard, ſo lenkten ſie das Thema auf den lieben Gott, lobte ich die Déjazet*), ſo wurde die heilige Jungfrau von der Otran noch viel höher geſtellt. Das ging nicht weiter, ich mußte einen andern Stoff herbeiziehn. „Aber ſagen Sie mir doch Madame Otran, mit wem gingen Sie denn geſtern im jardin des plantes ſpatzieren, es ſchien mir ein ſtattlicher und, ſo viel meine ſchwachen Augen mich erkennen ließen, ein junger, ſchöner Herr zu ſein?" — „Was, ich, geſtern, ſpatzieren? Ja ſchieben Sie nur Ihre méchanceté auf Ihr kurzes Geſicht, ich habe geſtern den jardin nicht betreten, nicht geſehn, es iſt ſchändlich, verläumderiſch von Ihnen, ſolche Dinge zu behaupten, Gott der Allwiſſende iſt mein Zeuge, daß ich geſtern keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt habe." — „Madame, ich kann mich irren und bitte in dieſem Falle

*) Mr. Achard und Dem. Déjazet ſind zwei Celebritäten des Theaters Palais royal.

um Verzeihung, aber daß Sie keinen Fuß aus dem Hauſe geſetzt und den Allwiſſenden zum Zeugen angerufen haben, iſt ſündlich, denn waren Sie geſtern nicht hier?" — „Nur auf einen Augenblick, das rechne ich nicht, ich kann Sie aber bei meiner Ehre verſichern" — „Erſt den lieben Gott, dann die Ehre und dann vielleicht den guten Namen, eine hübſche Abſtufung, wie damit der Allwiſſende zufrieden ſein mag, weiß ich nicht. Doch tröſten Sie ſich, Madame, denn Gott iſt nicht allwiſſend, er hat es vielleicht nicht bemerkt, daß Sie geſtern ausgingen." — „Sie müſſen doch immer ſpotten, Sie fangen bei den Menſchen an und hören mit dem Heiligſten auf." — „Madame ich ſpotte nie, ich frage Sie nur, ob Sie an die Bibel glauben." — „Ganz gewiß, obwohl ich ſie als Catholikinn nicht leſen und durchaus kennen ſollte, aber ich habe." — „C'est connu, wäre das Buch Ihnen nicht verboten geweſen, hätten Sie es wahrſcheinlich nicht geleſen. Sie kennen alſo das alte und neue Teſtament und glauben an die Ohnfehlbarkeit und Göttlichkeit beider?" — „Wie anders, ich würde mich ſchämen etwas anderes zu denken, geſchweige denn zu ſagen." — „Gut, ich ſchäme mich auch, wie Sie ſehn, Sie werden mir aber erlauben zu forſchen und zu prüfen, wenn ich es für gut finde, wie ich hier in der Stadt eine Straße erfrage, wenn ich dieſelbe nicht kenne, denn ich muß Ihnen ge=

ſtehn, daß ich nicht allwiſſend bin. Tröſten Sie ſich alſo, Madame, ihr geſtriger Ausflug iſt vielleicht nicht bemerkt und Sie ſind ihrer Sünde quitt.“ — „Nun ſehen Sie mir ’mal um Gottes Willen den Menſchen, kein vernünftiges Wort kann man mit ihm ſprechen, erſt beſchuldigt er einen fälſchlich, dann moquirt er ſich noch, ach, die Männer, die Männer!“ — „Und die Weiber, die Weiber, verehrteſte Madame, wenn es keine Weiber in der Welt gäbe, es wäre beſſer, wir lebten glücklicher, die Weiber ſind an allem Unheil Schuld, an allem, nennen Sie mir das geringſte, ich beweiſe Ihnen, daß Ihr Geſchlecht die Urſache iſt, vielleicht die entferntere, die mittelbare oder unmittelbare, aber immer die Urſache. Von Eva an bis auf den heutigen Tag“ — „Schweigen Sie, ſchweigen Sie,“ riefen jetzt die Otran und Helena im Chor, denn bekanntlich liebt das ſchöne Geſchlecht die Anſpielung auf ſeine Stammutter nicht allzuſehr.

Herrmann ſchien auch an der Art, wie ich die Unterhaltung zu wenden ſuchte, keinen Gefallen zu finden, ſeine Stimmung paßte nicht zu Scherz und Frohſinn. Er verwies mir mit ſanften Worten meinen Leichtſinn: „hätte ich doch Deinen Humor, Deinen leichten Sinn, Du ſetzt Dich über Alles weg, was mich drückt und plagt, ich zwinge mich heiter zu ſein, Andere nicht unter meinen Sorgen leiden zu laſſen, aber ich fühle mich zu

ſchwach gegen mein Gefühl anzukämpfen, länger kann dieſer Zuſtand nicht währen, ich verzehre mich und Andere.“ Bei dieſen Worten umfaßte er die arme Helena, die mit ihm ſchluchzte und weinte. „Getroſt, Freunde, verliert die Hoffnung nicht, ſeid Ihr nicht jung und geſund, kann ſich nicht Alles zum Beſten kehren, erwartet Ihr nichts von der Zukunft!“ — „Ja, von der Zukunft, ſeufzte Herrmann, enträthſele mir die Zukunft, die in dieſem und nach dieſem Leben. Warum iſt uns die Zukunft verborgen?“ Dieſe Worte drückten ſchwer auf mich; alſo Du haſt keine Zukunft mehr, armer Herrmann, es muß ſehr ſchlimm um Dich ſtehn! Bloß der Gedanke an jene Zukunft hält Dich vielleicht ab, die dieſſeitige nicht abzuwarten? Ich mußte Gewißheit, nur dann konnte ich helfen.

„Du ſprichſt von der Zukunft, Freund, und beklagſt Dich, daß ſie uns verborgen, ich halte dies vielmehr für ein Glück, denn denke Dir einmal recht lebhaft das Gegentheil. Das Leben hätte keinen Reiz mehr, wenn Jeder ſein Ende wüßte, ſeine Leiden und wenigen Freuden. Wir wiſſen das Eine, daß wir ſterben müſſen, das iſt genug, denken doch die Meiſten nicht an das Eine. Gut, daß wir nicht mehr wiſſen, es würde traurig um uns ſtehn, Keiner würde beſſer, angeſtrengter handeln, der Rechtſchaffene weniger rechtſchaffen, der Schlechte noch

ſchlechter werden, denn wie ſelten wird die Tugend hier belohnt, das Laſter beſtraft. Letzteres reüſſirt gewöhnlich. Daß uns die Zukunft nach dieſem Leben unbekannt, dicht verſchleiert iſt, mag auch ein Glück ſein, denn wenn ſie bekannt, oder vielmehr bekannt wäre, daß es keine gäbe, ſo würden viele ihre hieſigen Leiden abkürzen; ich würde einer der Erſten ſein.“ — „Du glaubſt an keine Zukunft nach dem Tode?“ — „Erlaube, daß ich hierüber ſchweige, wenigſtens mich nicht poſitiv ausſpreche. Du könnteſt überdem keine meiner Anſichten, von Behauptungen kann nicht die Rede ſein, widerlegen. Für das Eine ſpricht mein Gefühl, für das Andere mein Verſtand; ich wünſche eine Zukunft, ich mag nicht glauben, daß uns keine erwarte: es wäre zu niederſchlagend und entmuthigend, wenn mit dieſem erbärmlichen Leben Alles vorbei wäre. Ich kann mir nicht denken, daß mit meinem letzten Athemzuge Nichts von mir übrig bliebe, denn ich kann mir die Welt nicht ohne mich denken. Aber wer bürgt, daß es ſo ſei, und welche Zukunft erwartet uns? Die Schrift und die Schriftgelehrten befriedigen mich nicht, die Weiſen zweifeln und widerſprechen ſich. Wer mag hier rathen und helfen, wer es nur wagen? Ich liebe die Bequemlichkeit, wie Du weißt, und um ihretwillen glaube ich an die Zukunft, ich kann ſogar nicht ganz von dem alten und wohl auch guten Glauben laſſen,

gut gewiß für die Menge, für die Leidenden und für diejenigen, denen es hier ſchlecht ergeht. Ich mag auch dieſen Glauben gerade nicht Köhlerglauben nennen, denn wer ſagt mir, daß es nicht ſo ſein könnte?" — „Dieſelben Zweifel, die Dich drücken, drücken auch mich. Wüßteſt Du wie ſie mich drücken! Meine arme Helena dauert mich, ſonſt hätte ich ſchon Gewißheit." Dieſe letzten Worte flüſterte mir Herrmann zu, die Frauen ſtanden am Fenſter und konnten nichts hören. Mir war die Stube zu enge, wir Alle waren verſtimmt, ich ſchlug einen Spatziergang vor. Die Damen ſetzten dem Bedenklichkeiten entgegen, es war unfreundliches Wetter, der Himmel umwölkt. „Dann laßt uns nach den Gobelins gehn, es iſt heute Sonnabend und noch nicht drei Uhr, bis vier ſind ſie offen." Helena hatte dieſe Anſtalt noch nicht geſehn, wir machten uns daher, mit unſern Päſſen verſehn, die hier, wie überall, den Eingang öffnen, auf den Weg.

Die Gobelins liegen hinter dem jardin des plantes in dem faubourg St. Marceau, in unſerem Viertel, welches aber in jener Gegend den Namen quartier latin verloren hat. Dort wohnen nur Lohgerber am ſtinkenden Bièvreflüßchen, Arbeiter und Chiffonniers: es iſt ein öder, garſtiger Stadttheil, in dem die kunſtreichen Gobelins verfertigt werden. Eben ſo öde und garſtig iſt der Weg, der ſich zwiſchen niedrigen Häuſern, neben dem

Clamar, einer Anatomie en gros, wo die Mediciner und Chirurgen ihr ſauberes Geſchäft an hunderten von Leichen üben, vorbei nach den Gebäuden hinzieht, die den Namen Gobelins führen. Die Frauen gingen voraus, Herrmann und ich eine ziemliche Strecke hinterdrein. Wir ſchwiegen, aber ich kann nicht lange ſchweigen, wenn ich etwas auf dem Herzen habe. „Warum biſt Du auch heute ſo arg verſtimmt, was iſt Dir widerfahren? Verzeihe meiner Indiscretion, aber es muß ſchlimm, ſehr ſchlimm ſein, denn ſo ſah ich Dich noch nie?“ — Laß mich noch wenige Tage, dann ſollſt Du Alles erfahren, Du wirſt mir nicht zürnen, mich nur bedauern. Wäre Helena nicht hier und ich ihre einzige Stütze, ſo wäre meine Rechnung ſchon geſchloſſen, denn mir gelingt nichts, Alles kehrt zu meinem Verderben. Daß ich nur ſo kurzſichtig und leichtſinnig war meine Frau kommen zu laſſen, ich trieb dazu, ich hatte ohne ſie keine Ruhe. Jetzt iſt ſie hier, leidet mit mir und endet vielleicht mit mir.“ — „Nicht doch ſolche Gedanken, Herrmann, ſei ein Mann, verzweifle nicht, bedenke, daß ein geliebtes Weſen von Dir abhängt, gehe nochmals alle Hülfsquellen durch, ſuche mögliche Auswege auf, vertraue Dich Deinen Freunden, vielleicht weiß Einer oder der Andere Rath, kann Dir helfen“ — „Ich mag mich nicht durch Andere ernähren laſſen, Helena eben ſo wenig und dann bin ich

auch zu tief in Unglück und — Schulden und ohne Ausſicht ſie zahlen, uns Beide ferner ernähren zu können. Schon habe ich meiner Frau den Vorſchlag gemacht ſie nach Deutſchland zurückzuführen; Du wirſt glauben, wie ſchwer mir dieſer Antrag wurde, wie mein Herz blutete. Helena verwarf ihn, wovon ich im voraus überzeugt war: ſie will nicht dorthin zurück, wohin ſie nach ihrer Meinung nur unglücklicher, als ſie geſchieden, zurückkehren kann, ſie will mich nicht verlaſſen, jedes Geſchick mit mir theilen. Ich ſehe nur eines — den Tod, in welcher Geſtalt, wage ich nicht zu denken, mir ſchaudert, mein Verſtand ſchwindet." — Feſter drückte ich den Arm des leidenden Freundes an mich, ich fühlte ſeine Lage mit ihm, ſein entſetzliches Wehe, aber wie war zu helfen und wer wollte es thun? Diejenigen, die helfen können, thun es in der Regel nicht, diejenigen, die es gern thäten, können es gewöhnlich nicht: das ſcheint Naturregel geworden zu ſein. Wir gingen noch langſamer, mein Freund war wirklich erſchöpft. „Herrmann noch einmal, entſchlag' Dich dieſer muthloſen, gräßlichen Gedanken, es iſt gewiß noch Hülfe, nur Feige verzagen am Leben und geben ſich den Tod." — „Das ſprichſt Du nicht Deiner Ueberzeugung gemäß, Du ſagteſt ſelbſt oft: lieber geſtorben, als elend und entehrt gelebt. Ich glaube auch nicht, daß der Muth erbärmlich fortzuvegetiren größer iſt, als

der, ſeine Leiden gewaltſam zu enden. Ich ſage Dir, ohne Helena, ohne den Gedanken an die Zukunft lebte ich nicht mehr, die Schande des Selbſtmords wollte ich tragen.“ —

Wohl waren es meine Anſichten, mit denen ich nie zurückgehalten, ich wollte nur aufrichten und beging deßhalb eine Inconſequenz. Denn der Einwurf, daß nur ein Feiger ſich ſelbſt zerſtören könne, ſchien und ſcheint mir nicht ſo erheblich, exiſtirte die Furcht vor dem Tode, vor dem freiwilligen, gewaltſamen Tode nicht, ſo würde die Zahl der Selbſtmörder ungeheuer überhand nehmen. Welcher Muth auch ſeine Leiden in chriſtlicher Demuth zu tragen? Ein paſſiver Muth, den ich nicht hoch anſchlage, ich kenne nur einen activen. Ihr, die Ihr dem Selbſtmörder Feigheit vorwerft, ſetzt einmal die Piſtole, oder einen Dolch aufs Herz, betrachtet die Tiefe, wenn Ihr auf einem Thurme, die Fluthen, wenn Ihr vor einem Strome ſteht und dann ruft: ich, der Muthige ſtoße nicht zu, drücke nicht ab, ſpringe nicht hinunter, nur der Feige thäte das! Eben ſo leicht zu beantworten ſcheint nur der Einwurf, daß man ſich das Leben nicht gegeben habe, deßhalb ſich auch nicht nehmen dürfe, es ſei nur ein anvertrautes Gut, das man wahren, ein Pfund, mit dem man wuchern müſſe. Es iſt wahr, ich habe mir das Leben nicht gegeben, ich bin aber auch nicht

gefragt, ob ich es haben wollte, hier findet nur ein einſeitiger, alſo ungültiger Vertrag Statt. Mit dem anvertrauten Gute bin ich auch nicht einverſtanden, ich will mir nichts anvertrauen laſſen ohne meinen Conſens, nicht den Depoſitair, noch weniger aber den Speculanten und Wucherer machen. Jawohl, Viele betrachten jene bibliſche Stelle wörtlich, das Leben nur als ein Capital, welches ſeine Zinſen tragen muß, ſie ſpeculiren, oft gräßlich, auf Thränen und Blut, oft auch machen ſie Bankerott, die großen Speculanten. — Ich habe keineswegs im Sinne dem Selbſtmorde eine Apologie zu halten, es wäre mir bei weitem lieber, wenn Niemand in die Alternative kommen könnte, dieſes letzte, immer gräßliche Mittel zu wählen: ich kann den Selbſtmord aber auch nicht unbedingt verdammen. Es iſt betrübend, daß Menſchen durch Ihresgleichen dahin gebracht werden, ſich zerſtören zu müſſen, denn in vielen Fällen müſſen ſie. Beklagt den Selbſtmörder, verdammt ihn nicht, hättet Ihr ſeine Leiden, ſeinen Kampf gekannt, Ihr würdet ihn vielleicht beweinen. Niemand verläßt gern und leicht dieſes Leben, Ausnahmen ſind Monſtruoſitäten, oder Kranke und Wahnſinnige; Jeder kämpft und ringt lange und herbe, ehe er den letzten, entſetzlichſten Schritt thut. Der Eine glaubt an Gott und Zukunft und zittert, der Andere glaubt Beides nicht und erſchrickt vor dem Gedanken ein

Nichts zu werden, ein gräßlicher Gedanke, mit dem Alles endet: Beide ſchwanken und ringen, das Leben muß unerträglich ſein, wenn das ſchwarze Loos fällt. O, wüßten wir die Geſchichte vieler Selbſtmörder, wüßten wir von ihren Tagen und ihren Nächten, hätten wir ihre Thränen geſehn, ihr Seufzen und Stöhnen gehört! Giebt es eine Zukunft, ſo werden dieſe Leiden nicht ungewichtig ſein in der Schaale der Gerechtigkeit, giebt es keine, ſo — — —

Die Damen ſtanden vor dem Thore der Gobelins, welches Veteranen bewachten, unter deren Corps Mr. Fieschi die Ehre hatte zu dienen. Die wilden Krieger wehrten den ſchwachen Weibern den Eingang, etwas lau wurden deßhalb die mit Ungeduld erwarteten Nachzügler empfangen. Auf Vorweiſung der Päſſe ließen uns die Wachen eintreten, eine Frau muſterte im Innern nochmals unſere Papiere, von denen ſie gerade ſo viel verſtand und leſen konnte, als die Poſten und gab uns ein Familienbillet, worauf ein Dutzend Perſonen und mehr eingelaſſen werden. Viele Franzoſen, die ſich durch die Wache geſchlichen, ſchmuggeln ſich auf ſolche Billette ein. Wir traten in dem Hofe der Manufactur in ein unanſehnliches Gebäude, in welchem viele Neugierige warteten und die hier ausgehängten ältern und minder gelungenen, oder minder werthvollen Tapeten betrachteten. Ehe wir in

das Innere zugelaſſen werden einige Worte über die berühmte Manufactur der Gobelins.

Im funfzehnten Jahrhundert errichtete an dieſem Orte Gobelin eine Manufactur, in welcher Teppiche und Tapeten von buntfarbiger Wolle bereitet wurden. Das Wort „gewebt“ dürfen wir, wenn zu jenen erſten Zeiten dieſelbe Art der Arbeit wie jetzt Statt fand, nicht anwenden. Dieſe Manufactur erhielt ſich als Privatunternehmung bis in das Zeitalter Ludwig XIV., da reichten aber die Mittel der Eigenthümer nicht weiter, denn die Anſtalt hatte an Ausdehnung und Ruf bedeutend gewonnen, vielleicht verwalteten ſie auch die Beſitzer ſchlecht. Ludwig brachte die Manufactur, die bis dahin und fortan: Gobelins nach dem Stifter genannt wurde, auf den Rath ſeines Miniſter Colbert an ſich und erweiterte und verbeſſerte ſie. Der verſchwenderiſche König ſoll ungeheuere Summen darauf verwendet und ſie zu dem jetzigen Glanze gehoben haben. Die Manufactur war von nun an königlich und wurde aus der Civilliſte, wie noch heute, beſtritten. Die Arbeiten gehören der Krone, decken aber nie die Ausgaben, da die meiſten für die königlichen Paläſte verwendet, oder an andere Potentaten verſchenkt werden. Unter Karl X. wurde die Teppich und Tapetenfabrik de la Savonnerie mit den Gobelins vereinigt, wodurch das Ganze gewann und ſein Anſehn vermehrte.

Ehe die Nummer unſeres Billets aufgerufen wird wollen wir die in dem Vorſaale und in den Gängen aufgehängten Gemälde betrachten. Ich ſage Gemälde, denn Niemand wird glauben, daß es Arbeiten in Wolle wären und auf wollene Stoffe kann man ſo nicht mahlen, kaum auf Leinwand oder Holz, und dann kaum die Farben und Schattirungen ſo lebhaft, glänzend und rein geben. Die Kunſt iſt hier in Wahrheit weit vorgeſchritten, es exiſtirt nur eine ſolche Manufactur auf der Erde, deren Arbeiten nicht andere europäiſche, ſondern nur chineſiſche und perſiſche Producte ſich nähern, die, was Mühe, Fleiß und Ausdauer betrifft, eben ſo hoch zu ſtellen ſind, aber an Zeichnung und Geſchmack weit hinter den Gobelins zurückbleiben. Die Chineſen haben aber auch meines Wiſſens keine Bildergallerieen, wie die im Louvre und im Luxemburg, die von der hieſigen Manufactur benutzt werden, und die Perſer werden an Gemälden und Kunſtſchätzen eben ſo reich ſein, als die Chineſen. Und hätten jene beiden Nationen Mahler und Gemälde, ſo würde ihnen der Geſchmack, und hätten ſie dieſen, ſo würde es ihnen an Hülfsquellen und Studien anderer Art fehlen, denn das Mechaniſche iſt bei dieſen Arbeiten nicht Hauptſache, die Arbeiter ſind Künſtler, haben lange und gründliche Vorſtudien treiben müſſen. Für die königl. Manufactur der Gobelins iſt eine Schule geſtiftet, in welcher

die Zöglinge Zeichnen, Mahlen, Arithmetik, Mathematik und Meßkunſt beſonders treiben; nach dem Austritt aus dieſer Anſtalt kommt der Zögling in die Manufactur, lernt das Färben und Sortiren der Wolle und arbeitet nach und nach an gröbern Werken, an Fußteppichen, Wandtapeten u. ſ. w. Die talentvollſten und geübteſten Arbeiter kommen endlich nach zehn bis zwanzigjährigen Vorſtudien und geringern Arbeiten zu den Tableaux, nun ſind es aber keine Arbeiter mehr, ſondern Künſtler, Künſtler in Wort und That, geachtete Männer, die zwanzig Franken und mehr täglich verdienen, die Technik mit Mechanik, Geſchmack mit Fleiß und Ausdauer verbinden müſſen.

Nur flüchtig blicken wir unter den im Vorſaale ausgehängten Sachen auf Peter den Großen, der während ſeines Aufenthaltes in Holland bei einer Luſtfahrt auf dem Meere von einem Sturme überfallen wird. Die kleine Barke wird von den tobenden, ſchäumenden Wellen getrieben und geworfen, der Maſt iſt zerſplittert, die Schiffsleute verzweifeln, ringen die Hände und jammern ohne auf Rettung zu ſinnen. Da erfaßt Peter, ein kräftiger Mann in der Blüthe der Jahre, das Steuer, blickt mit Verachtung auf die Zagenden und ruft ihnen zu: habt ihr je gehört, daß ein ruſſiſcher Zaar in eurem Meere ertrunken ſei? Die übrigen Stücke, die hier zu ſehen, wie das Paradis mit dem nackten Adam und der

nur ſehr wenig bedeckten Eva, umgeben von Thieren und Vieh aller Art, und mehrere andere Gemälde und gemuſterte Tapeten bieten nichts Beſonderes, überdem ruft der Bediente in königlicher Livree die Nummer unſeres Billets und öffnet einer Zahl von zwanzig bis fünf und zwanzig Perſonen den Eintritt in die Arbeitsſäle. Mehr werden auf einmal nicht zugelaſſen, man würde ſonſt beengt ſein und weniger genieſen. — Wir treten in einen langen, ſchmalen Saal, der gebohnt, angenehm geheizt, ſehr hell und luftig iſt. Hier läßt ſich ſchon arbeiten, wären alle Werkſtätten ſo beſchaffen! Links ſind die Fenſter, die nach Belieben zugezogen und dem jedesmaligen Bedürfniße eines hellern oder ſchwächern Lichtes gemäß geöffnet und erweitert werden können, rechts die Wirkſtühle, die von Mahagonyholz gefertigt und wie Alles reinlich und ſchön ſind. Hinter dieſen Wirkſtühlen ſitzen die Arbeiter, welche die Originalgemälde wieder, aber dicht hinter ſich haben. Die Arbeit geht ſo vor ſich: zwiſchen leinene Schnüre, die auf zwei am obern und untern Ende des Wirkſtuhls befindliche Walzen geſpannt ſind, wird die Wolle, Faden nach Faden, Farbe auf Farbe, geſchlungen, um jedes leinene Schnürchen muß jeder Faden, der auf Klöpfel gewickelt iſt, gezogen, dann niedergedrückt oft abgeſchnitten und befeſtigt werden. Man denke ſich dieſe Mühe, die Geduld die zu dieſer Arbeit

erforderlich iſt! Zehn und zwanzig Jahre iſt oft an einem großen Gemälde gearbeitet, wie z. B. an dem Triumphzuge Alexander des Großen. Zwei, höchſtens drei Arbeiter ſind an einem Wirkſtuhle beſchäftigt, Jeder hat ſein Feld, welches mit ſchwarzen Umriſſen auf die weißen Schnüre gezeichnet iſt; mehrere würden ſich hindern. Bei jedem Durchziehen des Fadens müſſen ſie das Originalgemälde betrachten, oft ihre Arbeit auftrennen, wenn ein Schattenzug gefehlt, die Farbe der Wolle im geringſten und nur bei einem Fadenzug verfehlt ward. Es iſt die langſamſte Arbeit, die mir vorgekommen, der Arbeiter hat das mühſamſte, angeſtrengteſte Geſchäft und ſieht nur die Rückſeite ſeines Werkes, bunte Fäden, Knoten, Klöpfel und Wolle. Aber der Zuſchauer auf der Vorderſeite wird von Bewunderung erfüllt, er ſtaunt ob der Pracht, des Farbenglanzes, der Lebhaftigkeit und des Ausdrucks in dieſen Geweben, die in der That mehr anſprechen, als die Oelgemälde der größten Meiſter. Doch auch der Künſtler am Wirkſtuhle findet ſeinen Lohn, wenn er des Abends die Werkſtatt verläßt und ſein Werk betrachtet, wenn er das Lob der Beſuchenden und der öffentlichen Blätter hört wenn er vernimmt, das die Arbeit, an welcher er Jahre lang geſchafft, dieſen oder jenen Pallaſt als Meiſterwerk ziert, an dieſen oder jenen Fürſten geſchenkt, oder für 40 bis 100,000 Franken ver-

kauft iſt. Er hat dann doppelten Lohn der Künſtler, Lob und Gold.

In fünf bis ſechs Sälen werden Gemälde gewirkt, die eingerahmt werden und die Wände fürſtlicher Prunkzimmer zieren. Dieſe Arbeiten ſind außerordentlich dauerhaft und bewahren die Friſche der Farben länger als Oelgemälde, die bekanntlich, und namentlich die Werke unſerer Tage, ihre Farben ändern und verlieren. Früher bereiteten die Mahler ihre Farben ſelbſt und nahmen dazu die beſten, theuerſten Materialien, heute kauft der Künſtler ſeine Farben in Handlungen und von Fabrikanten, je wohlfeiler, deſto beſſer. — Aus dieſen Sälen, in denen nur Meiſterwerke nach Meiſteroriginalen, leider nur zu viel Rubens mit den nackten, übervollen, gezwungenen Figuren gefertigt werden, führt uns der betreßte Diener in kleinere Werkſtätten, in denen Teppiche für Tiſche, Ofenſchirme, Ueberzüge für Stühle, Seſſel und Sopha in Arbeit ſind. Statt Wolle wird hier auch oft Seide genommen. Die Muſter ſind exquiſit: Landſchaften, Jagden, Phantaſieſtücke und Zierrathen und Arabesken nach den Gemälden und Zeichnungen der berühmteſten Künſtler. Weiter führt uns der Cicerone in die Gemächer, wo die Wolle und Seide geſondert und gewickelt wird, jeder Faden, der eine ungleiche Stelle, einen Knoten u. ſ. w. hat, wird entfernt. Dann kommen wir in

die Teppichmanufactur, in welcher Fußteppiche und Dekken in allen Farben und nach allen Muſtern gewirkt werden, herrliche Teppiche, die obwohl bei weitem geringer im Werthe als die Tableaux, doch mit Silber aufgewogen werden und nur die Fußböden und Meubles der Reichen dieſer Erde zieren können. Der Teppich aus dem Schlafzimmer Karl X. wird hier umgearbeitet, um das Ehegemach des Bürgerkönigs zieren zu können: aus den grünen Feldern werden die Lilien getrennt und durch Sterne erſetzt. Sind Ludwig Philipp die Lilien zu anſpruchslos, ſtrebt er zu den Sternen? Wer weiß, wie der Teppich noch einmal umgearbeitet wird und weſſen Zimmer er dereinſt zieren mag.

Wir haben nun die Anſtalt durchwandert und gelangen in einen von oben erhellten Saal, in welchem die neueſten Kunſtwerke auf- und ausgeſtellt ſind. Der Führer nennt und erklärt die Werke, zählt die Meiſter, den Werth und die Jahre auf, während deren dies oder jenes Tableau auf dem Wirkſtuhle war. Wohl acht bis zehn Male beſah ich mit Bekannten und Fremden die Gobelins, fand aber im Laufe von zwei Jahren faſt immer dieſelben Stücke, zumal die größern, auf den Wirkſtühlen und in dieſer Ausſtellung. Das ſchönſte Stück in der letzteren iſt ſeit Kurzem entfernt: Napoleon's Beſuch der Peſtkranken in Jaffa von Gros. Das Ori-

ginal hängt ſeit des Verfaſſers Tode im Louvre, die Copie der Gobelins iſt meines Erachtens nicht weniger gelungen. Sie iſt von derſelben Größe, genau in jedem Pinſelzuge, in jeder Laune des Mahlers, wie jenes ein herrliches Werk, unſterblich wie der Act, den es verewigt. Die Portraits ſollen getroffen ſein, ſie ſind faſt in Lebensgröße: Napoleon, der jugendlich republikaniſche Held beſucht in der Zeit des allgemeinen Schreckens und Elends das Peſthospital in Jaffa und berührt, nachdem er den Handſchuh ausgezogen, die Peſtbeulen eines Eingebornen; die begleitenden Generäle und Adjudanten halten ſich entfernt und die Taſchentücher vor den Mund. Die Copien von Alexanders Triumphzug, Heinrich IV. Geburt, ſeiner Vermählung mit Maria von Medicis und andere in der Gallerie des Louvre und des Luxemburg ausgeſtellten Originalien nehmen die übrigen Plätze ein.

Vier Uhr war vorüber, wir mußten uns entfernen. „Eine koſtſpielige, treffliche Anſtalt, aber nur für die Großen und Reichen“ bemerkte Herrmann auf dem Heimwege. „Ja wohl nur für ſolche,“ erwiederte ich, „aber gäbe es deren nicht, ſo müßte die Anſtalt eingehn und weiden ſich nicht minder Begüterte an den herrlichen Werken? Die Beſitzer erfreuen ſich ihrer vielleicht am wenigſten. Sollte nur für das Volk, zum allgemeinen Nutzen gearbeitet werden, ſo würde die Kunſt bald betteln

müſſen; darum achte ich beſonders den Reichthum, daß er Kunſtſchätze erwerben und erſchaffen kann.“ — „Ich beneide die Reichen auch nicht, wünſchte aber doch, daß die Güter dieſer Erde etwas anders vertheilt wären, oder wenigſtens Jeder, der den redlichen Willen hätte, Arbeit und Lohn fände. Dann wollte ich die Reichen reich ſein und ſchwelgen laſſen, ich begnügte mich mit dem Lohn meiner Mühe und müßte ſie angeſtrengter ſein, als die der in den Gobelins arbeitenden Künſtler, aber ſo keine Arbeit, kein Verdienſt, alſo auch kein Leben!“

XVII.

Zubrang der Fremden, beſonders der Deutſchen, nach Paris. Palais royal. Dîner. Café. Théatre du Palais royal. Unternehmungen auf Actien. Cave aux aveugles und au Sauvage.

In neueſten Zeiten ſcheint es unter den jungen Deutſchen, die ihre academiſchen Studien vollendet haben, wahrhaft Manie geworden zu ſein Paris auf längere oder kürzere Zeit zu beſuchen; dieſer Ausflug gehört zum guten Ton, wird von den meiſten Regierungen gebilligt, von Eltern mit Achſelzucken gut geheißen und von den Zugvögeln ſelbſt mit Sehnſucht herbeigewünſcht und mit Entzücken unternommen. Es iſt dies jedenfalls ein gutes Zeichen unſerer Zeit; nur durch Austauſch der Ideen und des Wiſſens können wir fortſchreiten, in ſtrenger Abgeſchiedenheit wird höchſtens einſeitige Bildung gewonnen. Paris iſt das Licht und Centralpunct des geſelligen, politiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens, ſollte es ein anderer Ort in dieſem, oder jenem Zweige übertreffen, ſo finden

wir doch an keinem Alles das zuſammen, was es uns bietet. Deßhalb kommen Fremde vorzugsweiſe nach Frankreichs Hauptſtadt, hier können ſie in Allem und Jedem ſich vervollkommnen, können genießen und lernen, werden freundlich empfangen und überall zuvorkommend zugelaſſen. Engländer und Deutſche machen ſich beſonders die Schätze, welche Paris birgt, zu Nutzen, jene zu allen, dieſe vorzüglich in neueren Zeiten: beide frequentiren Paris um ſeiner ſelbſt, um ſeiner Anſtalten und um ihrer ſelbſt willen; beide wollen leben, oder ſtudieren und die franzöſiſche Sprache erlernen, die trotz aller Anfeindungen die Converſationsſprache der gebildeten Welt, wie der Diplomatik geblieben iſt.

Die andern Fremden, welche Geſchäfte, oder Vergnügens halber nach Paris kommen und deren Zahl ſich im Durchſchnitt auf 50 bis 60,000 belaufen ſoll, nicht eingerechnet, befinden ſich in der Hauptſtadt Frankreichs viele tauſend junge Männer, die aus allen Theilen der Erde, hauptſächlich aus Deutſchland und England herpilgern, um ihre Studien fortzuſetzen, ihre Bildung zu vollenden, um Sprachen, Handel, Künſte und Wiſſenſchaften in ihrer höchſten Ausbildung und Anwendung ſich anzueignen. Wir haben jetzt beſonders unſere Landsleute im Auge, welche die große Schule Paris beſuchen. Mahler, Bildhauer, Architecten, — wir wollen nicht weiter hin-

unter ſteigen — Handlungsdiener, Commis, Bureauhelden, Geſchäftsleute aller Art — Mediciner, Juriſten, Diplomaten, Philologen und Naturforſcher wallfahrten nach Paris, wie die Mohamedaner nach Mecca. Noch nothwendiger, als den Gelehrten, Künſtlern und Kaufleuten iſt die Stadt den Arbeitern; wie könnte ein Schneider, ein Schuſter renomirt werden, ohne in Paris geweſen zu ſein? Wie für dieſe zwei Metiers, ſo für viele, die meiſten andern: „er war in Paris“ von einem Handwerker geſagt, iſt faſt gleichbedeutend mit: „er verſteht ſein Geſchäft, denn er hat in der Hauptſtadt des Geſchmacks, der Mode und des guten Tons gearbeitet.“

Sehen wir wieder von Künſtlern, Geſchäftsleuten und Handwerkern ab, die auch früher häufig gen Paris zogen, ſo finden wir, daß zur Zeit mehr Deutſche der Wiſſenſchaft wegen hinreiſen, denn vordem. Von Medicinern wäre es am wenigſten auffallend, deren fanden ſich auch früher ein, jetzt zwar in außerordentlich vermehrter Anzahl; aber daß Juriſten, Philologen, Philoſophen, Naturforſcher, Diplomaten und Officiere der Ausbildung wegen haufenweiſe herbeiſtrömen, iſt eine neuere Erſcheinung. Der Mediciner und Chirurg findet und fand hier die reichſte Ausbeute: eine große Zahl der trefflichſt eingerichteten, von den berühmteſten Aerzten bedienter Hospitäler ſteht ihm offen, er kann alle Methoden, alle Krank-

heiten, alle Operationen ſehen und vergleichen, überall iſt ihm der Eintritt unverwehrt und gratis gewährt, in den Hospitälern, Muſeen, Collegien, ſelbſt in den Privatanſtalten. Die Pariſer Aerzte ſind außerordentlich human, ſie begünſtigen die Fremden zum Nachtheile der Franzoſen. Ihre Deutſchen Collegen mögen theilweiſe eine gleiche Humanität beſitzen, in Deutſchland müßte der Fremde aber alle Univerſitätsſtädte, alle zerſtreuten mediciniſchen und chirurgiſchen Anſtalten im weiten Reiche beſuchen, um das zu haben, was ihm in Paris täglich zu Gebote ſteht. In London dagegen, wo die derartigen Anſtalten auch trefflich ſein ſollen und in mancher Hinſicht den Pariſer ſogar vorzuziehn, hält es außerordentlich ſchwer Zutritt zu erhalten, die Engländer ſind ſchroff, oft unhöflich; in Frankreich rühmen ſie ſehr die Zuvorkommenheit der Aerzte, dieſen nachzuahmen, fällt ihnen jedoch nicht ein. Ueber dem koſtet in England Alles Geld und viel Geld, man kann in Paris während der nöthigen Zeit, um alles Sehenswürdige in Augenſchein zu nehmen, mit der Summe leben, die man in London auf Trinkgelder verwenden muß; die Engländer finden daher das Leben in Paris wohlfeil!

Die Diplomaten betrachten Frankreichs Hauptſtadt als die Hauptquelle ihrer Wiſſenſchaft. London rivaliſirt allein, tritt aber in den Schatten; denn die Engländer

ſind nicht ſo mittheilend und nicht ſo gewandt, als die Franzoſen. Die allgemeinere Kenntniß der franzöſiſchen Sprache und die Wohlfeilheit, im Verhältniße zu England, läßt ſie überdies eher Frankreich, als jenes wählen. — Die Juriſten wollen das öffentliche Gerichtsverfahren und den Code Napoléon ſtudiren: ſie rennen in die Aſſiſſen, machen queue, laſſen ſich drängen und drücken, dringen endlich in den Saal und — verſtehn nichts, wenigſtens in den erſten Monaten; ſie rennen mit eben dem Eifer in die Pairs- und Deputirtenkammer, in die Sizzungen der police correctionelle, in die Vorleſungen eines Rossi und Lerminier: ſie leſen die gazette des tribunaux, le droit und Abhandlungen über und Commentare zu dem Code: ſie raiſonniren und ſchimpfen auf das franzöſiſche Verfahren, loben den deutſchen Schnekkenrechtsgang und halten alle franzöſiſche Juriſten für Dummköpfe, höchſtens für Routiniers. Verſtehn ſie aber erſt ein bischen franzöſiſch und begreifen ſie Geſetz und Rechtsgang, dann ändern ſie Meinung und Worte: das öffentliche Verfahren, die Jury, iſt trefflich, der ſchnelle Rechtsgang löblich, die Einſicht der Richter bewunderungswürdig: die drei Dupins ſind ihnen Götter, Berryer, Odillon-Barrot, Chaix d'Estange, Teste, Marie, Dupont u. ſ. w. Halbgötter.

Die Philologen beſuchen Paris der Bibliotheken hal-

der, Vorträge und Vorleſungen genügen ihnen nicht, da ſie ſelten nur das Franzöſiſche hinlänglich verſtehn und die franzöſiſche Ausſprache des Lateiniſchen und Griechiſchen nicht nach ihrem Geſchmacke iſt. Ueberdem wollen die Pariſer Philologen nicht viel beſagen: die Franzoſen ziehn das Studium lebender Sprachen den todten, practiſche Wiſſenſchaften dem gelehrten Wuſte unſerer Philologen vor. Die Philoſophen ſind noch übler dran; was können ſie lernen, welches Syſtem bietet ſich ihnen? Die Franzoſen ſind ſchlechte Philoſophen nach unſerm Maaßſtabe, ſie philoſophiren nur über Lebensfragen, Politik, Erwerb u. ſ. w. an Syſteme, an chriechiſche und römiſche und auch an deutſche Philoſophen denken ſie nicht, neuerdings nur haben Cousin, Marc Girardin, Lerminier etc. auf deutſche Philoſophie aufmerkſam gemacht und Anklang gefunden. Die Philoſophen müſſen ſich daher mit den Philologen in den Bibliotheken vergraben, wenn ſie nicht als Orientaliſten den berühmten de Sacy, als Naturforſcher Gay-Lussac, Arago, Geoffroy, Cuvier, den Bruder des weltberühmten, vor einigen Jahren geſtorbenen Cuvier, Jussier u. ſ. w. ſehen und hören wollen. Außerdem aber ſteht es ihnen frei die belles lettres zu tractiren, die Aeſthetik ex praxi, Pſychologie auf den Straßen, Phyſiologie in den Hospitälern und Muſeen, Politik in den Leſecabinetten, in den Kammern der Pairs und

Deputirten, Logik aus dem vielen Un= und Widerſinn, alſo e contrario, und Alles mögliche auf poſitive oder negative Art zu ſtudiren: es finden alſo Alle jedmögliche Nahrung.

Dieſe Nahrung mit Heißhunger zu verſchlingen und den geiſtigen Durſt mit gierigen, vollen Zügen zu ſtillen; ſtrömen unſere deutſchen, blonden, unverdorbenen Jünglinge und jungen Männer nach der Sodomsſtadt: der Unverdorbene kehrt ſelten ſo heim, wie er gekommen! Ueberall ſtößt man auf Deutſche, überall hört man vaterländiſche Töne, hier ſchnarrt Jemand berliniſch, dort ſchwäbelt ein Anderer, Sachſen und Hannoveraner überbieten ſich in Zierlichkeit der Ausſprache und der Conſtructionen, denn ſie ſind ſtolz auf ihre Sprache die Sachſen, Hannoveraner, Braunſchweiger und Holſteiner! Der Weſtphale dehnt und trennt das ſ ch und wird nie von Franzoſen verſtanden, wenn er ch ausſprechen muß; der Oeſtreicher bleibt bei ſeinem Dialect, der Baier bei dem ſeinigen, es ſind dies ruhige, verſtändige Leute, die ſich umſehn und Andere ſehn laſſen. Die Süddeutſchen conveniren im Allgemeinen den Franzoſen mehr, als die Norddeutſchen, ſie kennen Volk und Sprache in der Regel beſſer, ihr Character paßt eher zu dem leichtſinnigen, lebhaften und gutmüthigen franzöſiſchen.

Iſt ein Deutſcher längere Zeit in Paris und dort

bekannt, oder war er in Deutſchland viel bekannt, ſo kann er mit Gewißheit darauf rechnen ſehr oft von Compatrioten auf- und heimgeſucht zu werden, um neu Angekommene herumzuführen, ihnen mit Rath an die Hand zu gehn, ſeine Erfahrungen den Fremden, Uneingeweihten mitzutheilen; um Nothleidende zu unterſtützen, Unbeſchäftigten Arbeit zu verſchaffen, für die des Franzöſiſchen Unkundigen den Dollmetſcher zu machen, mit einem Worte: er wird von Deutſchen und Gläubigern überlaufen. Dies einzige Mittel dieſem Uebelſtande abzuhelfen ſind häufiger Wohnungswechſel und ſtetes Einſchließen. Beide haben ihre Inconvenienzen: Ausziehn koſtet Geld und häufiges Umziehn macht keinen Credit; ſich immer wie ein Dachs einzuſchließen und zu vergraben iſt, außer dem Gefühle einer gewiſſen, wenn auch freiwilligen Gefangenſchaft, deßhalb unangenehm, weil man auf dieſe Weiſe leichtlich um einen angenehmen Beſuch, eine erfreuliche Bekanntſchaft kommen kann. Alſo: une bonne mine au mauvais jeu — man muß rathen, helfen, ſich ennüyiren laſſen und den Führer machen. Durch letzteres Geſchäft bin ich in dem großen Paris bereits ſo bekannt und einheimiſch geworden, daß ich mich, was topographiſche Bekanntſchaft betrifft, mit jedem Commissionaire, der pro Gang 15 Sous bekömmt, und mit jedem guide par profession, der täglich 5 Franken erhält,

einem examen rigorosum unterwerfen will. Das Pantheon habe ich wenigſtens ſchon 30mal beſtiegen, nie für mein Plaisir, immer nur nothgedrungen und mit unſäglicher Mühe für geizige Landsleute.

Alte Univerſitätsfreunde von mir, die nach zurückgelegten Examen mit Bekannten, die mir aber unbekannt und gleichgültig, nach Paris gekommen waren, um in vierzehn Tagen Stadt, Land und Volk kennen zu lernen, nahmen meine Zeit, meine Füße und meine Zunge auf mehrere Tage in Anſpruch. Ich verfluchte die Neugierde der Fremden, Paris, daß es ſo groß und ſo berühmt und fluchte vor allem dem Pflaſter; hätten die Leutchen wenigſtens einen Wagen genommen! Früh mußte ich in die Hospitäler, den Dollmetſcher machen und Sachen berichten, von denen ich ſelbſt nichts wußte; dann ging's in die Muſeen, nach den öffentlichen Plätzen, ſpäter zum Diniren und endlich in's Theater. Ich kam nicht zu Athem und meine Börſe litt mit mir. Wäre nicht Einer der Herrn mir ein lieber Freund früherer Zeiten geweſen und hätte ich nicht ihm zu Liebe mich geopfert, ſo hätten die Andern ſich einen andern guide ſuchen können. Ein ſchöner Berliner mußte aber oft meine Galle empfinden; es war ein eingebildeter, bornirter Tropf, der über Alles erhaben ſich dünkte. Er hat mich gewiß recht verachtet, der Herr von X., ich ſchimpfte ihm zum Trotze, ließ den

Deutſchen gar keine Gerechtigkeit widerfahren. Die Deutſchen ſind aber wahrlich auch zu vorurtheilsvoll und ſpießbürgerlich, das ſieht man am beſten in fremden Ländern, beſonders in Paris: den Deutſchen kennt man unter allen Nationen hervor, an ſeiner Unbeholfenheit, falſchen Schaam, an ſeinen blonden Haaren, an der Unſchuld und Einfalt. Hört man gar den Deutſchen ſprechen, ich meine franzöſiſch, ſo ſchwindet jeder Zweifel, er hat einen ganz eigenen Accent, einen beſſern, als die Engländer, aber ſchlechtern, als alle übrigen Nationen. Ueberdem ſind noch beſondere Merkmale: Neugierde und Wißbegierde, Alles muß er auf den Grund kennen, über Alles Aufſchluß haben, dann Tadelſucht, beſonders was Sittlichkeit und geiſtige Producte betrifft, ferner unmodige Kleidung und Nachläßigkeit im Aeußern. Der Vorzüge, deren er jedenfalls und viele beſitzt, kann ich hier nicht erwähnen.

Den Herrn von X. einen Juriſten, die übrigen waren mit Ausſchluß eines Individuums Mediciner, konnte ich am meiſten mit einer Farce aufziehn, die zwar der ganzen Geſellſchaft, aber ihm in specie begegnet war. Er wollte ſich einen Geldbeutel kaufen, einen leeren und wohlfeilen. Auf den Boulevards hatte ein kleiner Induſtrielle drei bis vier grüne Beutelchen auf einem miſerabelen Tiſchchen etablirt und pries ſeine Waare den Vor-

übergehenden. Der Verkäufer forderte 10 Sous pro Stück, Herr von X. freuete ſich des wohlfeilen Kaufs und holte einen Fünffrankenthaler — gewöhnlich und in der Volksſprache immer une pièce de cent sous — aus der Weſtentaſche. Der Börſenſpeculant konnte nicht wechſeln, erbot ſich in einem nahen Laden das Geldſtück umzuſetzen und bat den Käufer und ſeine Gefährten bei ſeinem Kram zu bleiben. Gardez mon établissement, Messieurs! rief er forteilend, bog in die nächſte Straße und ließ meine guten Landsleute lange, lange warten. Endlich ſahen ſie ein, daß ſie dupes waren, der betrogene Käufer nahm die Beutel als ſchwaches Aequivalent und ließ das zerbrechliche Tiſchchen ſtehn, welches der kleine Induſtrielle gewiß bald nachher ſich wieder zueignete. Als ich die Geſellſchaft lange genug mit ihrer Leichtgläubigkeit aufgezogen, richtete ich ſie wieder durch Mittheilung einer ähnlichen, noch frappantern duperie auf, deren Opfer mehrere Engländer bei dem letzten Pferderennen geworden und wovon ich Augenzeuge geweſen war. Nach dem Rennen kam ein kräftiger Burſch in bloßen Aermeln, die Jacke zuſammengerollt unter dem Arme, zu mir und andern Bekannten und erbot ſich die Runde um das Marsfeld, wozu die Rennpferde drei Minuten brauchten, in fünf zurückzulegen. Er verlangte nur zehn Franken, wir dankten aber höflich. Er wandte ſich zu andern Frem-

den und ſtieß glücklicher Weiſe auf Engländer. Sie glaubten ſeiner Verſicherung nicht und wollten ſeine Schnellläufigkeit ſehn, nachher zahlen. Quod non, ſagte der Läufer, ich kann mich während des Laufens nicht umſehn und die Herrn könnten ſich entfernen. Endlich wurde der Handel geſchloſſen: der Läufer erhielt fünf Franken Draufgeld und ließ ſeine Jacke als Pfand zurück, um die er ein altes Taſchentuch ſorgfältig wickelte und das Päckchen behutſam niederlegte. Er lief, lief ziemlich ſchnell und bog, als er zum nächſten Ausgangsthore kam, ein und eilte fort. Wir lachten, die Engländer goddamten; als ſie ſahen, daß an keine Rückkehr des Entwichenen zu denken, öffneten ſie das Päckchen und fanden eine lumpige Jacke, höchſtens einen Chiffonier für die hotte genehm. Sie ließen Jacke und Tuch, die der Eigenthümer ſpäter gewiß wieder an ſich brachte. — Zu dergleichen Betrügereien werden gewöhnlich Fremde auserſehn, die von den Gewerbtreibenden auf den erſten Blick erkannt ſind. Beſtohlen werden auch Franzoſen, hängt ein Taſchentuch, zumal ein ſeidenes, pompöſes foulard aus der Taſche, ſo iſt es gewiß reif; die Mode ſein feines Tuch weit heraushängen, alle Welt ſehn und bewundern zu laſſen, iſt daher in Paris abgekommen, nur Fremde vergeſſen ſich, oder wollen Staat machen, gewiß wird aber von Wohlwollenden ihnen warnend zugerufen: Mon-

sieur, vous allez perdre votre foulard, oder mouchoir, von „ſtehlen" ſpricht Niemand, was auch unrichtig wäre, denn ein Tuch wird ſeltener wirklich geſtohlen, d. h. herausgezogen, als daß es, wie an einem Dornſtrauche, zwiſchen den Fingern eines Hintenſtehenden hängen bleibt und durch das Forteilen des Beſitzers dort zurückgelaſſen wird. Schnupftabacksdoſen werden dagegen geſtohlen, denn die ſehen, wie bekannt, nicht aus den Rock, höchſtens aus den Weſtentaſchen hervor, oder glänzen neben dem gedankenloſen, leichtſinnigen Eigenthümer auf dem Tiſche. Uhren ſind ſelbſt an doppelten Ketten nicht ſicher, wie die Induſtriellen ſie aus Uhrtaſche, an einer Kette um den Hals, und einer andern durch die Weſtenknöpfe laufenden, befeſtigt, dennoch erbeuten, ohne daß es der Träger bemerkt, iſt mir unerklärlich, doch die Virtuoſität in dieſen Zweigen iſt erſtaunlich weit getrieben, London und Paris ſind die unerreichbaren Vorbilder aller Gauner, die berühmteſten Facultäten, in denen über Erwerb und fremden Beſitz docirt wird. Die renommirteſten Profeſſoren werden freilich oft ab und ohne Penſion eingeſetzt!

Nach einem unfreundlichen Tage mühſamen Umherlaufens führte ich meine Geſellſchaft in das Palais royal, in dem ſie ſchon bekannt war und wo wir heute diniren wollten. Wie ganz anders geſtaltete ſich jetzt Palais und Garten, als in den ſonnigen Tagen des Frühlings! Es

war Ende October, regnicht und naßkalt, die Bäume ſtanden entblättert und kahl, der Garten war verlaſſen, die unzähligen Stühle meiſt entfernt, die ambulanten Leſecabinette weggenommen, die Fontaine ſprudelte einſam den weiten Waſſerbüſchel, der plätſchernd und hörbar in das Baſſin fiel. In dem Grade, als der Garten öde und verlaſſen, waren die Arcaden lebendig, hier wogte eine müßige, vor dem unfreundlichen Wetter Schutz ſuchende Menge, Damen ſchmiegten ſich ob der Kälte näher an ihre Führer, Stutzer lorgnettirten und rauchten Cigarren, einladende Verkäufer ſtanden an den geöffneten Magazinen: die Gaslampen wurden angeſteckt und warfen auf die Menſchen und die Magazine ein neues, helleres und freundlicheres Licht. Es ergeht ſich ſo ſchön in den Arkaden und Gallerieen dieſes Palais, wenn die hundert und aber hundert Lampen leuchten, die reichen Stoffe und Waaren prangen und glänzen, die reich decorirten Kaffehäuſer, die üppig ausgeſchmückten, mit den appetitlichſten Schaugerichten belegten Reſtaurationen laden und locken — wie traurig, wenn man der Lockung nicht Folge leiſten kann, wenn man in den langen, kalten, ſteinernen Gängen bleiben muß! — Nicht Alle gehn zu Véry, Véfour, zu den trois frères provencaux um ihren Hunger zu ſtillen, zu ihnen gehn nur die Geſättigten, die Feinſchmecker, die etwas Exquiſites verlangen und es auf

zwanzig Franken für ein Mahl nicht anſehn. Unbegüterte mit wirklichem Appetit verfügen ſich zu wohlfeilern Restaurants, wo ſie nach der Karte, d, h. nach ihrer Wahl, viel und wenig, theuer und wohlfeil, oder zu Restaurants à prix fixe, wo ſie für zwei Franken diniren und für 25 bis 30 Sous dejeuniren können. Deren giebt es viele: Hurbain, Yon, les deux frères u. ſ. w. und Viele kehren bei ihnen ein und laben ſich an der halben Flaſche ſchlechten Gewächſes und den vier ausgekochten Gerichten mit piquanten Saucen. Kräftige, geſunde Speiſen bekommt man ſelten, aber Pfeffer, Salz, Gewürznelken, Senf, Lorbeerblätter, Citronen und Eſſig ſind nicht geſpart. Hat man mit der Suppe, vier Gerichten nach freier Wahl und einem Apfel, oder einem Stückchen Käſe zum Dessert nicht genug, was einem deutſchen Magen leicht begegnen kann, ſo fordert man mehr und bezahlt das Extra beim Fortgehn der Comptoirdame extra, vergißt auch hübſch die ſilberne Büchſe für die garçons nicht. Alle Reſtaurationen à deux francs im Palais royal ſind häufig frequentirt und machen gute Geſchäfte; Pariſer kommen am ſeltenſten hin, die kennen Speiſen und Zubereitung genau, aber Fremde, aus Frankreichs Provinzen und andern Ländern, laſſen ſich durch die Wohlfeilheit, die Auswahl der Speiſen, den Glanz der Säle und des Service blenden und erlegen mit Freuden ihre zwei

Franken für vier Gerichte mit Gemüſe, für Suppe eine halbe Flaſche Wein und Dessert, für prompte Bedienung, Gaserleuchtung, ſilbernes Geſchirr und fürſtliches Local. Eßt nur öfter dort, nur einen halben Monat und Ihr werdet Euch bekehren und belehren laſſen — mit Stroh und Heu macht man Pferde weder fett noch kräftig.

Obwohl ich daſſelbe meinen Begleitern ſagte, ſo fielen ſie doch bei Yon ein und zogen mich mit. Mr. Yon hat ſich neuerdings etablirt und giebt meines Erachtens für den Preis von 2 Franken das beſte Eſſen, nämlich im Palais royal. Alles iſt neu und glänzend — neue Beſen kehren gut, hier wie überall. In einem halben Jahre, wenn Mr. Yon noch exiſtirt und die Zahl der Bankerotteurs nicht vermehrt hat, iſt es vielleicht anders, doch ich will ihn nicht beſchreien und nichts Schlechtes von ihm ſagen, da ich den Mann gar nicht einmal von Angeſicht, nur ſein Local und ſeine Küche kenne. Wir waren jetzt bei ihm placirt und ließen es uns ſchmecken. — Lobt mir Jemand Deutſchland zu ſehr, ſo überbiete ich ihn mit Frankreich und umgekehrt; dieſer Laune konnte ich heute nachhängen. Leugnen läßt es ſich übrigens nicht, daß die Koſt in Norddeutſchland im Allgemeinen erbärmlich iſt, ich denke mit Schrecken an mein Jenaiſches Studentenfutter. Man kann zwar auch in Berlin und

andern größern Städten des Nordens für ſchweres Geld gut tafeln, aber für Unbemittelte iſt die Koſt unter Würde, betrachte man dagegen Süddeutſchland! Als ich noch in Norddeutſchlands eiſigen Gauen vegetirte, was beiläufig ſchon ſeit fünf Jahren vorbei iſt, mußte man obendrein trocken eſſen, der Wein war zu theuer, das Bier zu ſchlecht und der Kartoffelbrantewein nicht Jedermanns Sache. Zur Zeit mag man ein Halbachtelchen Rebenſaft ſchlürfen, da die Gottesgabe ſeit dem neuen Zollverbande nicht mehr ſo unchriſtlich theuer iſt.

Nach dem Eſſen ſollte eine demi-tasse genommen, dann das Theater des Palais royal beſucht werden. Die Wahl eines Café hält an jenem, mit dergleichen Inſtituten überfülltem Orte wirklich ſchwer, kann man ohne Tabaksrauch den Mokka nicht ſchlürfen, ſo ſtehn nur das Café hollandais, au Phénix und im Sommer der Platz vor dem Café Foy offen, ohne Tabaksrauch dagegen viele andere Kaffehäuſer. In der Rotonde ſoll der Kaffe gut ſein, aber die Comptoirdame iſt nicht hübſch; im Café Orléans iſt man den Blicken der außen Wandernden zu ſehr ausgeſetzt, man ſitzt da wie in einer Laterne, es könnten böſe Gläubiger vorübergehn und den leichtſinnigen Schuldner ſchwelgen ſehn; in dem Café Valois verſammeln ſich nur Carliſten und Legitimiſten; im Café Foy giebt es zuviel Deutſche und dann kann man in genann-

ten, wie in mehreren andern, nicht rauchen, und ohne Pfeiſe oder Cigarre ſchmeckt einem ächten Deutſchen kein Kaffe und wäre es urächter Mokka. Wir wanderten daher nach dem Café et Estaminet hollandais, deſſen Schild, ein erleuchtetes Schiff auf Meereswellen, ſchon von fern glänzte. Dieſes Kaffehaus iſt ſchön gelegen, geräumig, aber etwas unſauber und durch ſchlechten franzöſiſchen Tabak (Caporal), verpeſtet, wer hier eintrat, kann in denſelben Kleidern in acht Tagen keine Geſellſchaft beſuchen. Journale ſind auch nur in geringer Anzahl vorhanden, dagegen Billardſpieler in Menge und de la prémière force. Es iſt unglaublich, wie weit es die Induſtrieellen auch hierin gebracht haben. Bekanntlich wird in Frankreich nur mit drei Bällen, Caramboleparthie, geſpielt, unſer gewöhnliches Spiel mit fünf, Caroline, kennt man nicht, dagegen ſehr gut die Poule, in welcher um Geld und um andere Objecte geſpielt wird. Jedes Billard im Palais royal zahlt jährlich 30,000 Franken Pacht, deßhalb iſt das Amüſement ſehr theuer. Es wird nicht nach Parthieen, ſondern nach der Stunde gerechnet, zu welchem Zwecke eine eigene Uhr in der Nähe des Billards hängt. Aber ohnerachtet des hohen Preiſes ſind zu allen Zeiten Spieler beſchäftigt, auf deren Austritt andere wieder ſehnſüchtig harren.

Das théatre du Palais royal beginnt um ſieben,

währt bis elf oft bis zwölf Uhr und iſt immer beſetzt. Täglich wird geſpielt und täglich mangelt es an Plätzen. Nur ſeit Kurzem, ich glaube ſeit der Julirevolution, exiſtirt es in der dermaligen Form, früher ward hier auch geſpielt, aber das Publikum war ein anderes und zwar ein mitſpielendes. Schauſpieler der unterſten Klaſſe und Poſſenreißer trieben ihr Weſen auf der Bühne, Hetären in den vergitterten Logen und im Parterre, wo, wie im ganzen Hauſe, Kaffe, Punſch, Limonade ꝛc. getrunken, geſcherzt, gelacht und ſchlechte Witze geriſſen wurden. Damals war das Theater auch ſehr frequent, das Publikum freilich ſehr bunt; die Sittlichkeit erwachte plötzlich in dem Polizeipräfecten, er verbannte die Nymphen aus dem Palais royal und aus dem Theater. Beide ſtanden plötzlich leer, es war ein arger Schaden für Kaufleute und den Theaterdirector. Dieſer trat ab; viele Magazine machten bankerott, nur nach und nach kehrte das Leben im Palais wieder, aber erlangte nie den frühern Glanz, mit den Nymphen war Handel und Wandel geflohen. Eine Geſellſchaft verband ſich das Theater wieder herzuſtellen, glänzender auszuſchmücken und mit einer guten Truppe zu beſetzen. Die Entrepriſe gelang über Erwarten, Director und Actionaire wurden reiche Leute, gute Acteurs und Actricen durch hohes Salaire angezogen: das Theater reüſſirt in jeder Hinſicht. Es kann ungefähr

tauſend Zuſchauer faſſen, die faſt täglich ſich einfinden: rechne man dieſe ſtäte Einnahmen, ſetze die zwar nicht unbeträchtlichen Ausgaben in Bilance und man wird erklärlich finden, daß die urſprünglichen Actien à 500 Franken jetzt 15,000 Franken ſtehn und vielleicht 10 bis 15 Procent tragen, alſo jährlich drei Mal mehr Intereſſen, als urſprüngliches Capital! Das nenne ich Entrepriſen und Speculationen! Aber das théatre du Palais royal wird in dieſer Hinſicht noch übertroffen, eine Actie für die gazette des tribunaux koſtete im Anfange ebenfalls 500 Franken, gilt jetzt 26,000 und bringt jährlich über 3000 Franken Revenüen. Andere Entrepriſen reüſſirten ebenfalls, wie die der Omnibus, mehrerer Journale, der Dampfſchiffahrt, Canalbauten und hundert anderer Unternehmen, aber jene beiden ſind bis jetzt die auffallendſten Beiſpiele in Paris, die wohl nur von Eiſenbahnen und Dampfwagen, durch die Erfindung der Luftſchiffahrt auf Actien, oder die angekündigte Omnibusreſtaurationen des Marquis Botherel *) an Erfolg übertroffen werden möchten. Von den gelungenen Entrepriſen hört und lieſt

*) Ein vielleicht nicht unausführbares Project die ärmere Bevölkerung der Stadt durch herumfahrende, heizbare Wagen, die mit allen möglichen zubereiteten Speiſen beladen ſind, wohlfeil zu beköſtigen. Nur ſind der Herr Marquis in Dero Annoncen zu ſehr Charlatan und eigene Poſaune.

man täglich, der mißlungenen wird nicht ſo oft erwähnt; die den Schaden haben, tragen das Leid allein. In Paris wird jede größere Unternehmung auf Actien gegründet, viele Unternehmungen ſchlugen fehl, viele Betrüger ſchlugen den Weg ein auf Actien fortune zu machen, d. h. fortune für ihre Perſon, die Dupes konnten ihnen nachſehn, wenn ſie nach Brüſſel geeilt, oder über den Canal geſegelt waren. Es iſt eine mißliche Sache mit den Actien, beſonders mit denen, die enorme Procente ankündigen, man kann leicht mit Wenigem reich werden, wie wir oben geſehn, aber auch ſein Weniges leicht verlieren.

Einige Minuten vor 7 Uhr langten wir vor dem Theater an und ſahen uns genöthigt, wofern wir einen leiblichen Platz haben wollten, uns dem langen Queue anzuſchließen. Da hätten wir nun ſtehn und warten und nach der Oeffnung des Eingangs und der Kaſſe langſam vorrücken müſſen, ein langweiliges Geſchäft, zumal wenn es lange währt. Dank daher den Induſtriellen, die ſich in Menge vor jedem Theater verſammeln, Plätze den ſpäter Kommenden, Contremarken nach dem Beginne des Schauſpiels, und ſich zum Putzen der Stiefeln anbieten, oft daſſelbe Subject Alles dies zuſammen. Bald wurden wir in unſerm Queue von einem galanten Unbekannten apoſtrophirt: er wollte uns vor dem Beginne des Stücks Plätze im Parquet verſchaffen, gute Plätze für ein billiges

Honorar. Wir traten aus dem Queue und folgten dem Menſchenfreunde, der uns durch eine ferne, unbemerkte Hinterthüre in das Schauſpielhaus, durch ſchmale, dunkle Gänge, Trepp auf, Trepp ab in den Saal und endlich wohlbehalten in das Parquet ſpedirte. Viele hatten vor uns ähnliche Schleichwege betreten, ein Drittel des Hauſes war ſo ziemlich beſetzt zum Profit der Induſtriellen und Angeſtellten des Theaters und zum offenbaren Nachtheil des harrenden Queue. Ueberall Betrug und Uebervortheilung, für Geld iſt, zumal in Paris, Alles zu erlangen!

Das Innere des Saales iſt geſchmackvoll, die Gaserleuchtung trefflich, die Bühne etwas klein und das Orcheſter ſchlecht. Außer in der italiäniſchen und der großen Oper (académie royale de musique) gilt dies von allen Pariſer Orcheſtern, die Franzoſen haben wenig Talent für die Tonkunſt, lieben ſie aber über alle Maßen; ihre beſten Muſiker ſind Ausländer, beſonders Italiäner und Deutſche. Schon früher ſahen wir, daß ſie auch im Geſang nicht excelliren, Italiäner ſind hierin ihrer Muſter und Celebritäten, ſie ſelbſt bringen es in Vocal und Inſtrumentalmuſik nur ſelten zu einer Virtuoſität.

Die Thüren des Schauſpielhauſes wurden geöffnet, das Volk ſtrömte herein. Bald waren Parterre, Parquet, Orcheſter, Logen und Gallerieen beſetzt, die Gitter-

fenſter der Stalles und Baignoirs zurückgeſchoben. Stalles und Baignoirs ſind abgeſchloßene Logen in der Nähe der Bühne und werden vorzugsweiſe von ſolchen gewählt, die nicht erkannt ſein wollen. Es ſollen in dieſen Käfigen oft ſcandalöſe Rendezvous gehalten werden; Ehemänner und Ehefrauen betrachten ſie mit Neid und Haß. Der entthronte Herzog von Braunſchweig hatte während ſeines längern Aufenthalts in Paris ein Baignoir im Theater des Palais royal ſtändig gemiethet. — Vor dem Aufrollen des Vorhanges geht es laut her, man converſirt in dem Parterre, in den Logen, von jenem mit dieſen und umgekehrt, macht Bemerkungen, critiſirt, lacht, ſchreit und ſingt; Jedermann behält den Huth auf, Herren wie Damen; Späterkommende laufen über die Bänke, Induſtrielle, die den Entre-Acte, ein täglich erſcheinendes Blatt, worin die Theater der Hauptſtadt aufgeführt, die Acteurs und Actricen angeführt, Bemerkungen über die Bühnen und kleinere Erzählungen und Anecdoten eingerückt ſind, — Lorgnetten, Apfelſinen, Eßwaaren u. ſ. w. feil bieten, ſchreien und laufen hin und her. Mit dem Aufrollen des Vorhangs, dem eine Ouvertüre, oder irgend eine Symphonie vorausging, tritt leidliche Stille ein, die Hüthe werden abgenommen, Geſpräche mit leiſerer Stimme fortgeführt. Ein ſo religiöſes Schweigen, wie in Deutſchlands, herrſcht in Frankreichs Theatern nicht, zieht

das Stück an, ſo geht es erträglich, mißfällt es hingegen, ſo ſind der Lärm, die Aeußerungen des Mißfallens unerträglich, und laſſen die beſſern Stellen mit den ſchlechtern überhören. Silentium gebieten hilſt nichts, Jeder dünkt ſich für ſein erlegtes Eintrittsgeld befugt, ſein Urtheil laut abzugeben. Die Schauſpieler haben deßhalb eine ſchwere Stellung, ſie hängen gänzlich vom Publikum ab, wehe ihnen, wenn der Souffleur gehört wird. Sie müſſen tüchtig memoriren und probiren, zum Erſatz wird aber, was nur in einer volkreichen Stadt möglich, daſſelbe Stück Monate lang hintereinander geſpielt, Stücke, die beſonders gefielen, wurden funfzig und hundert Male en suite gegeben.

Für Deutſche noch einiges Auffallende in franzöſiſchen Theatern. Klatſchen und Hervorrufen iſt ungewöhnlich, für erſteres ſind die claqueurs beſtellt und bezahlt, letzteres geſchieht nur in außerordentlichen Fällen. Klatſcht Jemand im Parterre, Parquet, auf den obern Gallerieen, ſo wird er leichtlich für einen Klatſcher von Profeſſion gehalten; wollte Jemand einen Schauſpieler herausrufen, ſo würde er nur ſelten Anklang finden. Vor einigen Jahren ward oft die ganze Schauſpielergeſellſchaft ſtürmiſch vorgerufen, um zum Beſchluß in pleno die Marſeillaiſe, oder Pariſienne zu ſingen. Dieſer Unfug ſcheint nachgelaſſen zu haben und findet nur noch, wie auch meiſt

früher, auf den kleinen Bühnen Statt, deren Publikum ſich, wie leicht erklärlich, die meiſten Freiheiten heraus-nimmt. Da kömmt es vor, daß die eifrigen Zuſchauer in Hemdsärmeln dem Stücke beiwohnen, laut ihren Beifall, oder ihr Mißfallen äußern, die Schauſpieler unterbrechen, ihnen ſogar zurufen, mit den Nachbarn, oft mit entferntern Bekannten ungenirt verkehren, mit ihren Schönen unſchöne Dinge treiben u. ſ. w. Bisweilen werden Schauſpieler vorgerufen, es iſt dies eine beſondere Gunſt, die ſelten gewährt wird. Nicht nur Schauſpielern und Schauſpielerinnen widerfährt dieſe Ehre, ſondern auch den Autoren und den Componiſten der Stücke. Letztere ſind in der Regel bei der Aufführung ihrer Werke zugegen, finden ſich bei den Proben und am Abend bei den Caſſen ein, denn von jeder Vorſtellung gehört ihnen ein fixirter Theil. Die Autorſchaft der Theaterſcribenten iſt eine glückliche, geehrt und einträglich; reüſſirt die Pièce, ſo erntet der Verfaſſer, — oft arbeiten deren zwei und drei zuſammen — Ehre und Gold. Scribe hat ſich Millionen erſchrieben, andere Celebritäten gewinnen enorm, werden aber den Grad der Polygraphie und den Reichthum des Monsieur Scribe wohl ſchwerlich erreichen.

In dem théatre du Palais royal werden Vaudevilles und Poſſen gegeben, die gangbarſten, einträglichſten Stükke, die weder einen großen Aufwand an Scenerie, Coſtüms,

Orcheſter, noch für Autoren und Acteurs erfordern. Unter den zwei- oder dreiundzwanzig Theatern in Paris rivaliſiren mehrere mit dem Palais royal, aber zur Zeit noch vergeblich, die Actien deſſelben bleiben al pari, oder ſteigen. Dieſe vogue bringt einmal die glückliche Lage des Theaters, inmitten der Stadt, an dem belebteſten Puncte, dann die Sachkenntniß des Directors und die Wahl der Stücke und Schauſpieler hervor. Den Ruf dieſer Bühne halten beſonders Dem. Déjazet, Mess. Achard, Levasseur und Alcide Toussez, letzterer der trockenſte, genialſte Poſſenreißer der Hauptſtadt, der Jung und Alt bekannt iſt und in allen witzigen Tagſchriften als Vater der Witze, oft zwar nur als Pſeudovater aufgeführt wird. —

Wie ich vorausgeſehn, hielten die Herrn Deutſchen nicht lange aus, ſie verſtanden wenig, oder nichts und langweilten ſich ſchon beim zweiten Stücke. Es folgten noch zwei, der heutige Abend war geſegnet, das Spiel konnte bis Mitternacht währen. Gegen 10 Uhr brach meine Geſellſchaft auf, ſie war durch nichts mehr zu halten. Nachdem ich unſere Billette an die Contremarkenhändler ſchlecht genug losgeſchlagen hatte, ſollte ich den Fremdlingen noch weitere Wunderdinge zeigen. Ich verſpürte wenig Luſt weit umherzulaufen, fragte daher, ob die Compatrioten ſchon die beiden Keller au sauvage un' aux aveugles geſehn hätten. — „Nein.“ — „Gut, d

gehn wir hin, ſie ſind in der Nähe, la cave aux aveugles am Ende dieſer Gallerie, im Palais ſelbſt. Doch müſſen die Herrn ihrer Sittlichkeit ein wenig Zwang anthun, Sie werden Dinge ſehn, die ein unſchuldiges Herz erröthen machen.“ — „Deſto beſſer“ meinten die verdorbenen Leute. Wir ſtiegen zu dem Keller der Blinden hinunter. Wieder Schauſpiel! Auf einer elenden Bühne im Hintergrunde figurirte ein Harlequin, der obscöne Witze riß; das erbärmliche Orcheſter mühte ſich in den Zwiſchenacten ab. Früher muſicirten hier Blinde, daher der Name des Kellers. Das Publikum dieſer unterirrdiſchen Taverne beſteht, Neugierige, die bisweilen den Ort frequentiren, oder Müßige, die ſich durch die Muſik verlocken laſſen, abgerechnet, aus Induſtrierittern, Handwerksburſchen, Sackträgern und Lumpen, das weibliche durchaus aus Freudenmädchen, die ſich auf freche Art zu den Eintretenden drängen, ſie mit ſich führen, und wenn das nicht gelingt, von ihnen regalirt ſein wollen. Dieſer Keller iſt der Ueberreſt des frühern Lebens und Treibens im Palais royal.

Ein ähnliches Inſtitut iſt der Keller zum Wilden in der rue Montesquieu, welche zum Palais royal führt. Statt einer Schaubühne ſtrengt ſich hier ein fantaſtiſch [illegible]ekleideter Wilde, d. h. ein Pariſer Kind, an, auf Trom-ke, [illegible]. Triangeln und Becken einen hölliſchen Lärm her-

vorzubringen. Die Geſellſchaft iſt, wenn möglich, noch gemeiner, als in dem Keller der Blinden, der Kaffe, Punſch, Liqueur ꝛc. eben ſo theuer und miſerabel. Wie les caves aux aveugles et au sauvage exiſtiren noch manche Anſtalten in der Stadt, brillante Reünionen und abſcheuliche Tummelplätze, letztere findet man κατ᾽ ἐξοχην vor den Barrieren, wem darnach gelüſtet verfüge ſich an irgend einem beliebigen Sonn- oder Montage hors la ville.

XVIII.

Der Winter in Paris. Herrmann. Helena. Madame Otran. Asphyxie. Die Conciergerie. Hospital la Pitié. La Morgue.

Der Monat November begann mit Näße und Kälte, die gewöhnlich in Paris gepaart ſind. Nichts iſt widerwärtiger, als dieſe feuchte Luft, der kalte Regen; auf den Straßen entſetzlicher Schmutz, in den Zimmern Unbehaglichkeit und empfindliche Kälte, Folgen der ſteinernen Fußböden, carreaux, der Kamine und der Fugen in Fenſter und Thüren. Wie vermißt man die deutſchen Oefen, die hölzernen Diehlen, die Wärme und Wohnlichkeit! Die Franzoſen haben keinen Sinn für den Comfort, nur für Eleganz: die Engländer vereinigen beides, die Deutſchen gefallen ſich in erſterm. Ohneachtet das Holz in Paris ſo entſetzlich theuer, feuert man doch in koſtſpieligen Kaminen, die weder Zimmer noch Bewohner erwärmen, man kann neben ihnen auf der einen Seite verbrennen und auf der andern erfrieren. Der Winter in Paris läßt uns Deutſchen viel vermiſſen, wenigſtens

der Claſſe, welcher ich an gehöre; Reiche können überall nach ihren Launen leben, für Geld ſich Alles verſchaffen.

Unleugbar übt Wetter und Temperatur viel Einfluß auf Geſundheit und Character: bei ungünſtigen iſt die Stimmung trübe, neigt zur Melancholie; mit den erſten Sonnenſtrahlen kehren Frohſinn und Lebensluſt wieder, wenigſtens bei denen, die jener Regungen noch fähig. Im Winter mehren ſich die Selbſtmorde in Paris auf eine erſchreckende Art, Kälte und Mangel ſind nicht die einzigen Urſachen, das trübe, regnichte Wetter, die unangenehme Naßkälte, der umwölkte Himmel tragen viel dazu bei. Glücklicher Weiſe ſteigt die Kälte ſelten über acht bis zehn Grad; es iſt dies eine eigene Erſcheinung: in deutſchen Gegenden unter demſelben Breitengrade mit Paris ſteigt das Thermometer bis zwanzig Grad, während dem es ſich in Paris nicht über zehn erhebt. Den Grund ſuchen Naturforſcher in der Nähe des Meeres, in der Größe der Stadt und Gedrängtheit der Einwohner und in der Lage gen Weſten. Wenn in Paris die Kälte bis zwanzig Grad ſtiege, ſo würde, glaube ich, ſich die halbe Bevölkerung entleiben, oder erfrieren, die Heizungsanſtalten ſind zu mangelhaft, das Holz zu theuer und die öffentlichen Wärmeanſtalten nicht geräumig genug, um die Hälfte der Bewohner zu faſſen. Dieſer Anſtalten exiſtiren mehrere in den ärmern

Stadttheilen, es ſind große, mit Bänken verſehenen Säle, in denen die ärmere Klaſſe ſich während des Tages wärmen kann, während der Nacht muß ſie ſich anderweitig betten. Nicht Alle können zwei Sous für ein Nachtlager d. h. für Stroh und eine Decke in unreinlichen Löchern, in denen oft hundert pêle-mêle zuſammenliegen, entrichten, Viele erfrieren auf den Straßen, unter Vordächern und in Schlupfwinkeln. Glücklich diejenigen, die von einer Patrouille arretirt und nach einem warmen Wachtpoſten geſchleppt werden. Das Elend iſt in der That im reichen Paris übergroß. Es zeigt ſich nicht ſo öffentlich, wie der Luxus, der Reichthum und die Luſt, denn es fürchtet das Licht, in den äußerſten Vorſtädten, unter den Dächern der hochſtöckigen Häuſer müßt Ihr es ſuchen. Da werdet Ihr es in ſeiner ganzen Blöße und Gräßlichkeit finden, das Elend mit dem Laſter Hand in Hand, oft auch unverſchuldetes Elend, und dieſes iſt das hülfloſeſte, das herzbrechendſte. Der Freche bettelt, oder ſtiehlt, der Schaamhafte verbirgt ſich in ſeinem erbärmlichen Loche, hungert und friert, darbt bis die Natur, oder ſeine eigene Hand das Ende herbeiführt. Glücklich, wer in ſolcher verzweifelten Lage allein ſteht, dreimal unglücklich der Gatte, der Vater!

So viel Staat, Stadt und Menſchenfreunde für die Nothleidenden thun mögen, ſo viel Verſorgungs- und

Verpflegungsanſtalten den Altersſchwachen, Kranken und Hülfloſen offen ſtehn, ſo iſt doch Alles unzureichend. Die wahrhaft Elenden genießen am wenigſten von der Milde des Gouvernements und der Privaten, die Frechen und Schaamloſen drängen ſich vor und ſtoßen das wahre Elend zurück. Es iſt gräßlich, wenn man Beſchreibungen von dem Jammer und der Noth liest, in welchen viele Tauſende in der gerühmten Stadt Paris ihr trauriges Leben hinſchleppen, ungehört ihre Seufzer ſtöhnen, ihre Thränen fließen laſſen. Man leſe die Beſchreibung von Paris von Dulaure, ein treffliches, nur oft im Partheigeiſte geſchriebenes, compendiöſes Werk: es war zu allen Zeiten ſo, immer herrſchte in Paris das bitterſte Elend neben dem übertriebenſten Luxus, ja, mit Freuden können wir hinzufügen, in frühern Zeiten war beides übertriebener und ärger. Möge es für die Zukunft ſo fortſchreiten: weniger Elend, weniger Luxus! Man leſe ferner ein neues, ſehr geprieſenes Werk des Menſchenfreundes und Wohlthäters Parent du Chatelet: de la prostitution de la ville de Paris, ein Werk an dem der Verfaſſer über dreißig Jahre arbeitete und es beſtimmte, nach ſeinem Tode zu erſcheinen. Nach einem Proceße, den die Familie anhängig machte und verlor, hat es vor Kurzem die Preſſe verlaſſen und allgemeine Senſation erregt.

Im October zählten die öffentlichen Blätter 64 Selbſt-

morde auf, der November wird den October übertreffen. Die nächtlichen Anfälle, Einbrüche und Todſchläge mehren ſich; im December und Januar werden ſie ſich verdreifachen. Das Elend treibt und zwingt dann des Diebſtahls und Mordes ungewohnte Hände, die keine Arbeit, keinen Verdienſt finden können, zu dem Gräßlichſten; der Räuber und Mörder von Profeſſion verbrüdert ſich mit dem Verzweifelnden, weiht ihn in ſeine Myſterien ein und bringt den Neuling nach Breſt, Toulon oder Rochefort. Der Schuldigſte entrinnt gewöhnlich den Händen der Juſtiz, der Ungeſchickte, der Anfänger wird ergriffen und muß für den Lehrmeiſter büßen. Das faubourg St. Marceau ſoll 12,000 freigelaſſene und entwichene Galeerenſclaven bergen! —

Wie die Witterung im Anfange des November, eben ſo trübe war Herrmanns und der unglücklichen Helena Stimmung. Jener ſchlich bleich, verzweifelnd umher, dieſe litt ſtill, weinte ſich einſam aus und zwang ſich dem Geliebten und den Bekannten eine heitere Außenſeite zu zeigen. Sie hatten kein Holz; ich ladete ſie zu mir ein, aber nur ſelten folgten ſie meiner Einladung, ſie blieben allein, eingeſchloſſen auf ihrem kalten Zimmer. Herrmann ſchien gänzlich entblößt; ich hatte bemerkt, daß er alles Werthvolle verſetzt und verkauft und den Erlös ſchon verzehrt, oder drängenden Gläubigern gegeben hatte;

in der Penſion war ihm der fernere Credit aufgekündigt und zugleich ihm bedeutet am Ende ſeines Monats auszuziehn. Dieſes Ende nahte, umſonſt bat ich den Hausherrn und die Hausfrau Nachſicht zu haben, ſie entſchuldigten ſich mit der Bedrängtheit ihrer Lage und der Hoffnungsloſigkeit je von dieſen Miethsleuten bezahlt zu werden. Meine Mittel waren beſchränkt, meine Lage ſelbſt precär, überdem hatte ſich Herrmann weder mir, noch irgend einem Andern anvertraut. Er ſchien es ſogar übel zu nehmen, wenn man von ſeiner Lage ſprach, ihm Troſt und Hülfe anbot, er wollte allein ſtehn und bleiben, allein untergehn. Helena jammerte mich mehr, als ihr Mann, wir nehmen ohnehin wärmern Antheil an dem Unglücke des Weibes, als des Mannes, es iſt rathloſer, weniger fähig zum Handeln, leidet mehr und nachhaltiger als wir, die wir uns rühmen ſtark zu ſein; ob die Frauen wiederum innigern Antheil an dem Mißgeſchicke des männlichen, als an dem ihres Geſchlechts nehmen, weiß ich nicht, möchte es aber faſt glauben.

Als Madame Otran ſich überzeugt hatte, daß von dem gutmüthigen Herrmann nichts mehr zu ziehen, ließ ſie ſich ſelten ſehn und dann nur in der Abſicht Neues zu erfahren, Klatſchereien anzuzetteln und weiter zu bringen. War es Eiferſucht auf Herrmann, oder auf Helena, die jünger, liebenswürdiger und beliebter, als die Otran, war

es Schadenfreude, oder gränzenloſe Schlechtigkeit, oder war es dies Alles zuſammen, verbunden mit dem Hange zu Zwiſchenträgereien und Klatſchſucht, die Madame hatte ſich nicht entblödet nachtheilige Gerüchte über das unglückliche, hülfloſe Paar auszuſprengen, hatte Helena verdächtigt, die Unſchuldige ſollte mit andern Deutſchen Einverſtändniße unterhalten, — hatte über Herrmann lieblos abgeurtheilt, ihn ſchwach, arbeitsſcheu und characterlos genannt, hatte endlich über das Zuſammenleben Beider die niedrigſten Bemerkungen gemacht. Vor wenigen Wochen hatten ihre Sittlichkeit und ihr religiöſes Gefühl nicht darunter gelitten der tägliche Gaſt der Verläumdeten zu ſein, mit ihnen auf öffentlichen Promenaden zu luſtwandeln, Vergnügungen mit ihnen zu theilen, jetzt, da das vorbei war, erwachte plötzlich ihr ſtrenges Gewiſſen und warf ihr vor, daß ſie mit einem Ehepaare Umgang gepflegt, welches nicht prieſterlich verbunden. Die Megäre hatte ſich früher ſogar öfter über dieſen Punct ausgeſprochen und offen erklärt, daß, wenn ſie eine gleichgeſtimmte Seele fände, ſie ohne Anſtand mit ihr ſich vereinigen würde; ein freiwilliges, ungebundenes Zuſammenleben habe ſo viel Reizendes, Poetiſches, mit Schrecken denke ſie an ihre unglückliche Ehe — nie würde ſie ſich wieder in ſolche Feſſeln begeben. Freiheit und Gleichheit auch in der Liebe!

Es giebt Menſchen, die nichts bei ſich behalten kön-
nen, denen die Bewahrung eines Geheimnißes, einer Er-
wähnung, die auf Andere Bezug hat, die Bruſt zuſchnürt,
es muß heraus, eher ſind die Leute nicht wohl, ſie müſſen
ſich mittheilen, mag darunter Freund und Bruder leiden.
Discretion kann zu weit getrieben werden, wird aber nie
ſo widerlich und ſchädlich ſein, als dieſe Kleinigkeits-
krämerei, die gewöhnlich mit Geheimnißthuerei gepaart
iſt. Durch eine ſo unreine Quelle erfuhr Helena die
Aeußerungen der Otran auf ihre und Herrmanns Rech-
nung. Herrmann war nicht zugegen, in der höchſten
Verzweiflung und Herzensangſt floh die Zerknirſchte auf
mein Zimmer und fiel erſchöpft auf einen Seſſel. Einer
meiner Bekannten, der gegenwärtig, entfernte ſich, ich
näherte mich der Hinſtarrenden, deren Bruſt hoch klopfte.
Sprachlos, die weit geöffneten, blauen Augen unſtät
umherblickend, Todtesbläſſe auf dem Antlitze, die Haare
aufgelöst lag das Trauerbild da, eine zerknickte Blume,
hinwelkend, ſchonungslos gepflückt, ſchonungsloſer zertre-
ten. Ach, was hätte aus dieſer Blume werden können,
wenn ihrer gewartet! Dieſe klare, tiefe Seele, dieſe un-
endliche Liebe und Treue, der jugendlich ſchöne Körper!
Sie hatte einen kurzen Traum geträumt: nach freude-
leeren Jugendjahren kaum zwei Monate des Glücks,
dann unabſehbares, unerträgliches Unglück. Sie hatte

zwei Monate gelebt — oft mögen zwei Monate wirklichen Lebens ein Menſchenalter aufwiegen, aber bei der armen Helena war dieſe kurze Zeit auch mit Dornen beſäet. Wodurch hatte dieſes Weſen ſolches Unglück verſchuldet? Dir wünſche ich eine Zukunft, Helena, Deinetwillen glaube ich eine!

Nach einigen Minuten kam die Leidende zu ſich, ſie ſagte mir mit abgebrochenen Worten, was ſie vernommen, was ihr nachgeſagt worden. Ein lindernder Thränenſtrom hinderte ſie weiter fortzufahren, ich verſuchte Alles, um ſie zu beruhigen, aufzurichten. So zart und tief hatte ich ihr Gemüth nicht geglaubt, nur der Gedanke einer Untreue konnte ſie außer ſich bringen, eine Verläumdung ihres Geliebten ſie ſo kränken! Wie glücklich hätte dieſes Paar leben können, welche Liebe, Treue und gegenſeitige Achtung! „Das fehlte noch zu meinem Elende,“ ſchluchzte die Arme, „wodurch habe ich das verdient und von dieſer Otran, die mich kennen ſollte, die mir ſogar Unwürdiges rieth, die Andere verleumdete und der ich leider ſo lange glaubte!“ Jetzt erfuhr ich, was ich längſt geahnet, daß jenes Weib eine buhleriſche Kokette, eine Kupplerinn war, daß ſie die unſchuldige Helena verführen wollte und daß ſie Alle ohne Unterſchied, beſonders mich, von dem ſie befürchten mochte durchſchaut zu werden, niederträchtig verläumdet und verdächtigt hatte. Zu die-

ſem Grad der Verworfenheit hatte ich ſie nicht fähig gehalten; ich erfuhr ſpäter noch mehr.

Herrmann machte ſich aus den Verläumdungen der Otran wenig, er fühlte ſich entweder rein, oder war für dergleichen ſchon abgeſtumpft. In ſeiner Bruſt wütheten andere Schmerzen, Gerede und Verdächtigungen wirkten da nicht mehr, wo tiefere Leiden, Verzweiflung und Todesgedanken ihren Sitz aufgeſchlagen hatten. Gleichgültig hörte er Helena und mich an, gleichgültig erwiederte er, daß er die Otran längſt ſchon gehaßt, aber um ſeiner Frau willen nicht mit ihr gebrochen habe, daß er ihr jetzt ſchreiben würde. Dieſem Briefe folgte keine directe Antwort; die Otran ließ ſich nicht wieder blicken, wirkte aber im Dunkeln, denn ihr Gift und ihre Galle mußten Abflüſſe haben; durch anonyme Briefe rächte ſie ſich an Herrmann, an Helena und an mich, ſie hat ſogar aller Wahrſcheinlichkeit nach nach Deutſchland ihrer Rachſucht einen Weg gebahnt, und, wenn es nicht ſchon früher geſchehn war, doch ſicherlich nach dieſer Kataſtrophe lügneriſche, verläumderiſche Briefe an unſere Verwandte und Bekannte abgeſendet.

Wenige Tage nach dieſem Vorfalle trat Herrmann frühe in mein Zimmer. Ich lag noch im Bette, der Freund ſetzte ſich zu mir. Gefaßt und beſtimmt begann er nach einigen gleichgültigen Fragen und Antworten:

„Ich habe Dir ſeit einiger Zeit Aufſchluß über mich und meine Lage verſprochen, ich konnte und mochte nicht früher reden, jetzt drängt es und ich will Dir Alles offen mittheilen. Entziehe mich dann Deiner Achtung, Deiner Freundſchaft — wie Du willſt, ich bin auf Alles gefaßt, fürchte und hoffe nichts mehr. Du erinnerſt Dich, daß wir vor mehreren Monaten bei Frascati und in andern Spielhäuſern waren, Du führteſt mich hin auf mein Erſuchen, ich ahnete damals nicht, wie verderblich mir dieſe Neugierde werden könnte, ich hatte nur die Abſicht mich in Paris mit Allem bekannt zu machen. Bald nach jenem Beſuche erhielt ich etwas Geld, zu wenig um meine Schulden bezahlen und längere Zeit leben zu können; ich ging nach einem Spielhauſe und gewann. Das reizte und verlockte mich, ich ging öfter hin, verlor bisweilen, doch im Ganzen blieb mir das Glück günſtig. Wenige Tage vor jener Landparthie nach Montmorency hatte ich eine bedeutende Summe bei Frascati gewonnen, hinlänglich um mich und Helena wenigſtens ein Jahr zu ernähren. Mehrentheils um in den Beſitz meiner Braut zu kommen, hatte ich den verzweifelten Entſchluß gewagt mein Weniges auf's Spiel zu ſetzen, das Glück ſchien mich und mein Vorhaben zu begünſtigen. Ich ſchrieb an Helena, drängte ſie herzukommen und fügte das nöthige Reiſegeld bei. Sie kam.

Schon vor ihrer Ankunft hatte mir das Glück den Rük-ken gekehrt, ich bemühte mich auf redlicherm Wege unſer Fortkommen zu ſichern. Alles ſchlug fehl, die wenigen Lectionen die mir nach vieler Mühe zu Theil wurden, brachten nur wenig, meine literäriſchen Arbeiten wurden nicht angenommen. Nach Helenas Ankunft ſpielte ich nicht; die Noth, die bald eintrat, zwang mich von Neuem dazu: ich ſetzte das letzte. Wieder lächelte mir Fortuna, es war der letzte Blick. Die Otran wußte um mein Spiel, einer ihrer Bekannten hatte mich an jenem infamen Orte geſehn. Ich bat ſie um tiefes Stillſchweigen, ſie ver-ſprach, forderte mich ſogar zum Weiterſpielen auf, borgte bei mir und verrieth einige Tage ſpäter Alles an Helena. Mein häufiges Ausbleiben, die vorgeſchobenen Unter-richtsſtunden am Abend, meine Stimmung, mein Kum-mer — an Allem war das Spiel Schuld. O, welche Nächte habe ich verlebt, welche Träume haben mich im Schlafe, welche Sorgen mich wachend gemartert! Du ſiehſt, wie mein Körper, wüßteſt Du wie mein Geiſt gelitten! Vor Kurzem habe ich eine kleine Unterſtützung von Hauſe erhalten, es war die letzte — ſie iſt verſpielt! Jetzt erwarte ich noch einen Brief, Helena hat auch ge-ſchrieben — wie Gott will, kommt keine Hülfe, ſo ſehe ich kein Ende, wir haben alles Entbehrliche ver-kauft, ſind verſchuldet, hülf- und rathlos. Gott, Gott,

wäre ich allein — mit mir dieſen Engel verderben zu müſſen!"

Herrmann barg das ſorgenvolle Haupt in ſeinen Händen und ſchluchzte. Was ſollte ich thun? Helfen konnte ich nicht, Troſt war vergeblich, vielleicht noch Rath möglich. Ich empfand das Leiden des Freundes tief, wie hätte ich ihm meine Freundſchaft, meine Achtung entziehn, wie ihn verdammen können! Hätte er gewonnen, ſo würden ihn alle die geſucht haben, die ſich in ſeinem Unglücke von ihm wandten; die ihn jetzt drängten und drückten, würden ſich vor ihm gebeugt, ihm geſchmeichelt und den Vorzug gegeben haben, denn Herrmann war gut und generös. So war er verlaſſen, faſt rettungslos, und mit ihm zugleich ſeine Frau. O, wäre ich reich geweſen, welche Wolluſt dieſen Unglücklichen zu helfen! Wahrlich das ihnen Gegebene hätte ein ſegensreiches Capital ſein müſſen, die Zinſen anerkennende Dankbarkeit, Liebe und das Glück zweier Menſchen. Ich ſann und ſann, aber — fand nichts. Herrmann ſah auf: „was ſagſt, was denkſt Du?" — „Ich beklage Dich und liebe Dich wie zuvor, ja noch inniger, denn Du biſt unglücklich!" — Der Freund umarmte mich und fügte durch Mittheilung erleichtert hinzu: „wenn ich es nur möglich machen könnte hier mit Ehren fortzukommen, oder noch Credit auf einen Monat zu erhalten, vielleicht

bringen die Briefe, die ich ſchon ſeit mehreren Tagen erwarte, gute Botſchaft, vielleicht finden ich und Helena Plätze, um welche ich mich bemüht habe, wir wollen arbeiten und wenn es ſein muß, dienen. Aber dazu ſind noch einige Tage, vielleicht Wochen Aufſchub unumgänglich nöthig: ich war in mehreren Anſtellungsbureaux, ich will Lehrer, maître d'études, ſelbſt Schreiber werden und die gute Helenn will ſich von mir trennen, will ihren Unterhalt verdienen als Geſellſchafterinn, als Nähterinn, oder als Kammerjungfer. So weit iſt es gekommen, das Loos erwartete ihrer bei mir!" — „Wenn Ihr dieſen ehrenden Entſchluß gefaßt habt und ihn ausführen könnt, dann ſoll es mich freuen, ich werde was in meinen ſchwachen Kräften ſteht aufbieten, daß Ihr hier noch bleiben dürft. Vielleicht ändert ſich bald Euer Loos, kommt Zeit, kommt Rath, es ſchändet Euch wenigſtens nie gearbeitet zu haben, in glücklichern Zeiten empfindet Ihr Euer Glück nur um ſo ſüßer." —

Eiligſt kleidete ich mich an und begab mich mit einem andern Hausbewohner, mit Oscar, den wir noch von früher kennen und der bei den Wirthsleuten beſſer angeſchrieben ſtand, als ich, eine Folge regelmäßiger Zahlung, zu der maîtresse de la pension. Nach langen Hin- und Herreden willigte die Dame, welcher der Ehegemahl ſelbſt zuſprach, in Herrmanns und unſer Geſuch ein,

Oscar und ich bürgten für die noch bedungene Zeit. Freudig eilte ich auf Herrmanns Zimmer, theilte ihm das Ergebniß mit und fühlte mich hundertfältig belohnt durch den Hoffnungsſtrahl in ſeinem Antlitze und durch Helena's dankenden Blick. Mit Herrmann wanderte ich dann in die Stadt, ſuchte Büreaux auf, ſah in den öffentlichen Blättern nach ausgeſchriebenen Stellen, berieth mich mit Freunden und Bekannten. Wir erhielten abſchlägige, ausweichende und hoffnungsvolle Beſcheide, mit letzteren ſind die Franzoſen gleich bei der Hand, ſie verſprechen und verſichern, ſind ſehr artig und vergeſſen Beſuch und Anliegen, wenn man das Haus verlaſſen.

Einige Tage verfloſſen ruhig, faſt heiter. Die aufgerichtete Hoffnung belebte von Neuem Herrmann und Helena, und wie ſollten ſie nicht in ihrem Alter, in ihrer Lage gern jeden rettenden Strahl begrüßen! Das Leben iſt ſüß, ſüßer wenn Jugend, Geſundheit und Liebe es verſchönen. Der lebensmüde Jüngling iſt eine ſeltene, abnorme Erſcheinung, entweder bringt ihn rückſichtslos verſchwendete Jugend, Frühalter, und rückſichtslos verſchwendetes Vermögen, oder Leichtſinn und Verbrechen zum Selbſtmord. Liebe wäre es auch vermögend, wie ſie gewöhnlich die einzige Urſache zu gleichem Ende der Jungfrau iſt. Aber wirklicher Lebensüberdruß aus andern Gründen bei Jüngling und Jungfrau iſt undenk-

bar, — Krankheit dürfen wir nicht zählen — denn das Leben blüht in dieſen Jahren ſo herrlich und verſpricht in den Hoffnungen die köſtlichſten Früchte. Hoffnung iſt der Anker, an dem ſich Alle in jedem Lebensalter klammern, Hoffnung beſeeligt und richtet am kräftigſten jugendliche Herzen auf.

Mit dem geliebten Paare hoffte ich und ſeine andern, nähern Bekannten. Wir liebten es innig, inniger ſeitdem wir ſein Unglück erfahren. Dieſe Theilnahme erfreute Beide, durch Theilnahme wird die Hälfte des Unglücks von den Unglücklichen genommen, Theilnahme und Hoffnung ſind die einzigen Stützen des Leidenden, des Elenden. O, das Bewußtſein des Mitgefühls iſt lindernder Balſam, der heilbringend in die brennenden Wunden tröpfelt. Ich bedauere Euch, die Ihr dieſes Mitgefühl, dieſe innige Theilnahme nicht kennt, Ihr wart noch nicht unglücklich, und kennt und genießt daher das Glück nur halb. Nur der Verlaſſene iſt wahrhaft unglücklich, der Einſame findet noch Troſt in dem Gedanken, daß entfernte Herzen für ihn ſchlagen, befreundete Augen ſein Elend beweinen. Dieſer Gedanke tröſtet den Gefangenen und ſelbſt den Verbrecher in Ketten und auf dem Richtplatze.

Mit Abſicht hielt ich mich nahe zu Herrmann und ſeiner Frau, ich wollte ſie nicht in die frühere Hoffnungs-

loſigkeit, Abſpannung und Verzweiflung zurückſinken laſſen. Wir ſprachen von glücklichern, kommenden Zeiten, wir hatten Alle zu wünſchen und bauten vereint luſtige Schlöſſer. Auf Helena's Wangen blühte wieder ein leichtes Roth, das Leben ſchien ihr ſo ſchön an der Seite ihres Herrmann, ſie liebte ſo innig und hoffte um deſto zuverſichtlicher. Herrmann war weniger erfreut, die Bläſſe ſeines Antlitzes, der ſtarre, trübe Blick blieben, weder Schlaf noch Eßluſt ſtärkten den Matten. Er erwartete mit brennender Sehnſucht und fürchtete zu gleicher Zeit die kommenden Briefe, ſie entſchieden über ſein Geſchick. Seine Bemühungen Arbeit und Plätze zu ermitteln waren bis jetzt noch vergebens, dies drückte ihn gleich ſchwer. Ihn aufzurichten, zu erheitern war vergebliche Mühe, er ſank ſtets wieder in Melancholie zurück; Helena war vertrauender und empfänglicher, das weiche weibliche Herz fühlt tiefer und inniger, iſt aber leichter zu beruhigen, als das kältere männliche.

Eines Tages mußte ich mich nöthiger Geſchäfte halber auf längere Zeit entfernen. Sobald meine Verrichtungen beendet eilte ich in die ferne Penſion zurück, meine Ahnungen waren trübe und ſchwarz. Ich glaube an Ahnungen und Träume, ich habe Belege, daß ſie mich nicht täuſchten. Ich kam aufgeregt in die Wohnung,

die Hausfrau ſagte mir, daß ein dicker Brief an Herrmann abgegeben. Was mochte, was konnte er enthalten? Ich war unruhig, gequält, Gewißheit mochte ich mir noch nicht verſchaffen, ich wollte Herrmanns Mittheilungen abwarten. Es trieb mich auf mein Zimmer; hier hatte ich keine Raſt, ich konnte weder leſen, noch ſchreiben, von dem Schickſale der Geliebten ſchien das meinige abzuhängen. Von meinem Zimmer eilte ich wieder nach unten, von unten nach oben, jetzt wurde mir erſt klar, wie ich die Freunde liebte, denn mein Gefühl war nicht das der Neugierde. Nach endlos langen Stunden kam Herrmann in den Eßſaal, gab den Schlüſſel ab und fügte hinzu, daß er zum Nachteſſen nicht kommen werde. Alſo wahrſcheinlich gute Botſchaft! Er wandte ſich zu mir: „ich habe Briefe erhalten.“ — „Gute Nachrichten?“ — „Nicht die erfreulichſten, morgen werde ich Dir das Nähere mittheilen.“ — Er nahm die ſeiner draußen harrende Helena am Arm und verließ das Haus.

Sehr ſpät kehrten ſie heim; die Magd berichtete, daß Herrmann allein Licht und Schlüſſel geholt und ſehr verſtört ausgeſehn habe. Ich fürchtete und bangte, der Schlaf floh mich, ſchreckende Bilder quälten mich im Halbwachen. Der Morgen graute, ich vernahm ungewöhnliche Bewegung im Hauſe, Treppen herauf und

hinunter ſteigen, laute Stimmen, meinen Namen rufen. Raſch ſtand ich auf, kleidete mich an und eilte in das untere Geſchoß. Die erſchreckte, gleich mir gerufene Hausfrau eröffnete mir, daß ein Arbeiter, der Herrmanns Zimmer vis-à-vis wohnte, bei ſeinem frühen Ausgange Rauch aus der gegenüberliegenden Stube hervorſtrömen geſehn und Aechzen und Stöhnen in derſelben vernommen habe. Die Stube ſei verſchloſſen, auf Rufen und Pochen keine Antwort erfolgt, ſie habe deßhalb zum Commissaire de police geſchickt. Dieſer Schritt war mir höchſt unlieb; ich verfügte mich zu Herrmanns Zimmer, verſpürte ebenfalls Rauch und rief und pochte. In meiner Seelenangſt wollte ich die Thür ſprengen, ſie widerſtand; ich forderte Schlüſſel, keiner öffnete. Nach qualvollen Minuten gräßlicher Ungewißheit erſchien der Commissaire in Begleitung zweier Agenten und eines Schloſſers, die Stube ward geöffnet, den Vorſtehenden aber der Eintritt verwehrt.

Dichter Qualm quoll uns entgegen, in der Stube war nichts zu erkennen. Der Commiſſär öffnete die Fenſter und jetzt gewahrten wir in der Mitte des Zimmers ein irdenes Kohlengefäß, in welchem Holzkohlen verglimmt waren. Die Schlafſtätte war in einem mit Gardinen verhängten Alkoven, der Commiſſair trat ein und rief: c'est fini! Ich drängte den wachthaltenden

Polizeidiener zurück, ſtürzte ins Zimmer und ſah das Gräßliche! Herrmann und Helena lagen, völlig bekleidet, auf dem Bette, ruhig, — entſeelt! — Doch nein, Herrmann öffnete auf die Berührung des Commiſſairs die Augen und ſagte mit matter Stimme: laissez-moi. Augenblicklich wurde nach einem Arzte geſchickt, vielleicht war Herrmann, vielleicht ſogar Helena noch zu retten, die zwar trotz Rütteln, Reiben und wiederholter Verſuche ihr Athem einzuhauchen kein Lebenszeichen von ſich gab. Der Commiſſair ſah meinen Schmerz und duldete meine Nähe; während dem ich bei den Lieben mit der Hausfrau, die bei dieſer Gelegenheit ihre Gutmüthigkeit vorleuchten ließ und weder an ihren Vortheil, noch an die unheilbringende Nähe der Gerichte und des Leichenwagens dachte, beſchäftigt war, verſiegelte der Commiſſair Secretair und Commode und nahm einen procès-verbal auf.

Der Arzt erſchien, öffnete den beiden Asphyxirten die Adern und verordnete Reibungen, ſtärkende Eſſenzen und bei Helena wiederholtes Einathmen. Herrmann kam bald zu ſich, wir trugen den Schwachen, körperlich und geiſtig Ermatteten in einen Seſſel. Auch Helena gab Lebenszeichen von ſich, der Puls ward fühlbar, die Bruſt hob ſich. Eifriger ſetzten wir bei ihr die Rettungsverſuche fort, nach wenigen Minuten ſchlug auch ſie die Augen auf.

Herrmann ſaß ſchweigend, niedergeſunken auf dem Seſſel, ein bleiches Bild des Jammers. Ihn bewegte nichts, mit Gleichgültigkeit vernahm er das wiederkehrende Leben der Geliebten. Auf dem Tiſche lag ein franzöſiſch abgefaßtes Billet, in welchem der beiderſeitige, freiwillige Entſchluß ſich das Leben zu nehmen niedergeſchrieben war, daneben ein Brief an mich. Der Commiſſair ſteckte erſteres zu ſich und händigte mir letztern auf vieles Bitten und nach der Zuſtimmung des Verfaſſers ein.

Der Freund war außer Gefahr, Helena in einem ſehr bedenklichen Zuſtande. Auf den Rath des Arztes ward ſie mit aller möglichen Rückſicht und Schonung in das nahe Hospital la Pitié getragen, ihr Mann mußte in einer Lohnkutſche den Polizeiagenten nach der Conciergerie folgen.

Keinen von Beiden durfte ich begleiten, im Tode betrübt blieb ich zurück, mein Inneres empfand eine nie gefühlte Leere, ein tiefes Wehe. Ich ſchloß mich auf meinem Zimmer ein und öffnete den mir beſtimmten Brief. Zwei andere lagen eingeſchloſſen, an Herrmann's Verwandte war der eine, an Helena's der andere gerichtet. Wenige Worte für mich begleiteten dieſe der Poſt zu übergebenden Schreiben: „Die letzte Ausſicht iſt zerſtört. Meine Verwandten ſchreiben abſchläglich, hart, ſie

müſſen verläumderiſche Berichte über mich vernommen, oder mich haben beobachten laſſen. Helena's Angehörige ſind nicht in den Umſtänden helfen zu können. Wir ſind verlaſſen, Alles iſt verloren. Unſer Entſchluß ſteht feſt, wir wollen vereint ſterben, ſiehe es möglich zu machen, daß ein Grab uns aufnimmt. Habe Dank für Deine Liebe und Mühe unſertwillen, Helena ſendet Dir den letzten Gruß. Lebe glücklicher, als Dein Herrmann." — Heiße, lange nicht geweinte Thränen preßte mir das Schickſal der Lieben aus, warum mußten die Guten ſo enden! Doch noch war Rettung möglich, Unglück macht erfinderiſch und ſtählt den Muth: Schwache unterliegen, der Starke wird ſich ſeiner Kraft bewußt. Pläne und Wege zu Rettung und Hülfe durchkreuzten mein Hirn, vor Allem aber zu der Kranken und zu dem Gefangenen. Dieſer bedurfte am meiſten des Beiſtandes, er war allein, unter harten, fremden Menſchen, im Gefängniße. Helena lag unter der Pflege mitleidiger, kundiger Schweſtern (soeurs, Nonnen, Aufſeherinnen und Krankenwärterinnen in den Pariſer Hospitälern), ihr, der Bewußtloſen, konnte ich nicht nützen, fand auch nur ſchwerlich Zutritt zu den Frauenſälen, ich eilte daher mit etwas erborgtem Gelde nach der Conciergerie, um Schließer mir geneigt und des Freundes Lage erträglicher machen zu können.

Die Conciergerie hängt mit der préfecture de police und dem palais de justice zuſammen, ein alte, ſchwarze Häuſermaſſe, die Widerwillen erregt und deren Aeußeres das Innere verkündet. Alle Gefängniße Frankreichs ſind verbeſſert, menſchlicher eingerichtet, auf die Conciergerie in Paris allein ſcheint ſich dieſe Fürſorge nicht erſtreckt zu haben, die Gefängniße und Löcher ſollen abſcheulich ſein, dumpf, verpeſtet und unreinlich. Nur die Beſchuldigten und kürzlich Aufgegriffenen ſitzen hier; um ſo eher ſollte dieſes Gefängniß human eingerichtet ſein, denn die Schuld der Inhaftirten ſoll noch ermittelt werden, viele der Gefangenen können unſchuldig ſein. Hier ſaß Marie Antoinette vor ihrer Hinrichtung, die ſtolze, ſo tief gedemüthigte Frau, deren geprieſenes blondes Haar in einer Nacht des Schreckens und Jammers erbleichte. Hier ſaßen ſeit uralten Zeiten Verbrecher, Schuldige und Unſchuldige, von hier wurden die Verurtheilten nach andern Gefängnißen, nach den Galeeren und nach dem Schaffot auf dem Gréveplatze abgeführt. Das alte Gebäude liegt in der Cité, in dem alten Paris: ein Gefängniß und eine Kirche war das erſte Bedürfniß der heidniſchen und chriſtlichen Gallier. Neben dem Juſtizpalaſte, welcher, wie geſagt, mit der Conciergerie und der Präfectur zuſammenhängt, ſteht die sainte chapelle, wie es heißt, die älteſte zur Zeit in Paris exiſtirende

Kirche, im reinſten gothiſchen Style. Könige bewohnten früher das palais de justice, ſchwelgten in den weiten Sälen, unter denen die Gefangenen ſchmachteten, und büßten ihre Sünden in der Sainte chapelle.

In den langen, dunkeln Gängen, in den weiten Sälen begegnete ich nur gleichgültigen Geſichtern, Polizeidienern, grämlichen Schließern, ſinnenden Advocaten und einer neugierigen, oder beſchäftigten Menge, welche die Durchgänge des Palais zur Abkürzung ihrer Wege benutzte. Ich wandte mich links und rechts, Niemand berichtete mich, Keiner wußte, oder wollte wiſſen, wo das Gefängniß der heute Arretirten. Endlich nahm ſich ein junger Advocat in ſchwarzer Robe, ſchwarzem Sammtbarrett und weißem Halskragen mit Läppchen, das Ornat der franzöſiſchen Advocaten, meiner an, führte mich durch den langen salle des pas perdus nach einem untern Geſchoß und übergab mich einem niedern Diener der Themis, den ich durch eine Gabe milder ſtimmte. Er brachte mich weiter durch lange Gänge, Höfe und Hallen zu einem dunkeln Vorſaal, in dem ich mit mehreren Andern warten mußte. Eine Magiſtratsperſon erſchien, ich wandte mich dringend und flehend zu ihr, erhielt aber den troſtloſen Beſcheid, daß meinem Geſuche nicht willfährt werden könne. Den Ausländer in mir erkennend erkundigte ſich der ernſte Geſetzesmann nach dem betref-

fenden Vorfall und gab mir die Verſicherung, daß, wenn die Sachen ſich ſo verhielten, mein Freund und Landsmann bald ſeine Freiheit erlangen würde. Mit dieſem ſchwachen Troſte mußte ich mich entfernen, ohne dem Freunde ein Wort, eine Unterſtützung zukommen laſſen zu können, beides iſt verpönt und möchte ſelbſt, wenn es erlaubt, unter der Menge der Gefangenen ſchwerlich an ſeine Beſtimmung gelangen.

Eiligſt wandte ich meine Schritte nach der Pitié, aber auch hier ward mir der Eintritt verwehrt, die Morgenviſiten waren längſt vorüber, ein mir bekannter Interne*) abweſend. Unverrichteter Sache mußte ich heimkehren und in Trauer und Ungewißheit den langen Tag verleben. Es war ein Freitag, mir der unvergeßlichſte Tag, den ich erlebt. Am Abend verſuchte ich nochmals in das nahe Hospital zu dringen. Der Interne war zu Hauſe, ich bat den Pförtner ihm meine Adreſſe zu bringen und ihn zu bitten auf wenige Augenblicke ſich in

*) Internes und Externes ſind die Aſſiſtenten der Oberärzte in franzöſiſchen Hospitälern. Erſtere wohnen uud eſſen gratis im Hospitale, erhalten auch ein Salaire, dieſe haben nur die Behandlung einer gewiſſen Anzahl ihnen anvertrauter Kranken, welche ſie unter den Augen des Oberarztes beſorgen. Der Externe muß ein erſtes Examen für das Externat, ein zweites für das Internat beſtehn.

die Loge des Portier zu bemühen. Der gefällige Bekannte erſchien, konnte für heute mir jedoch nicht behülflich ſein, er rieth mir am andern Morgen zur Zeit der Viſite zu erſcheinen und von Lisfranc, in deſſen Sälen meine kranke Freundinn liege, einen Erlaubnißſchein auszuwirken, dieſelbe außer der gewöhnlichen Zeit beſuchen zu dürfen, welches Geſuch mir unter der Vorgabe, daß ich Mediciner, Freund und Verwandter der Kranken ſei, nicht abgeſchlagen werden würde. Helena lag, wie der junge Arzt mir ſagte, noch immer in völliger Apathie, doch hätte ſich gegen Abend Fieberhitze eingeſtellt, die eine ſehr ſchlimme Nacht befürchten laſſe.

Mit Sehnſucht erwartete ich den andern Morgen, um die geliebte Kranke zu ſehen. Wie mir, ſtand jetzt jedem Manne der Zutritt in die Pitié, wie in alle andern Hospitäler offen, denn man kann Niemand anſehn, ob er ein Mediciner. Viele Laien in der edlen Heilkunſt nehmen die Zeit der öffentlichen Viſiten wahr, um die Wohlthätigkeitsanſtalten der Hauptſtadt, beſonders diejenigen, in denen das weibliche Geſchlecht verpflegt und geheilt wird, in Augenſchein zu nehmen und den Medicinern und Chirurgen von Profeſſion im Wege zu ſtehn. Franzöſiſche Liberalität geht hierin faſt zu weit auf Koſten der ſich heranbildenden Aerzte.

Vor acht Uhr ſtand ich vor der Pitié und gelangte ohne Schwierigkeit durch Thor und Pforte. Nun war ich in den weiten Höfen des ehemaligen Kloſters, aber wo ſollte ich Helena finden? Im vordern Hofe, das wußte ich aus frühern Beſuchen, befanden ſich die Weiber, aber unter den vier- bis fünfhundert Frauen und Mädchen, die vielleicht in zehn Sälen vertheilt waren, die Freundinn zu ſuchen, war keine leichte Aufgabe. Ich erinnerte mich, daß ſie in des alten, jovialen, gigantiſchen Lisfranc Abtheilung ſei, begab mich daher zu dem ſeiner Leitung anvertrauten, mir ſchon bekannten Weiberſaal. Eine der dienſtthuenden Schweſtern ſtand vor den Flügelthüren und führte mich auf mein Erſuchen zu dem Bette der Leidenden. Die weißen Vorhänge vor demſelben waren zugezogen; die in der Nähe liegenden Kranken mochten das Schickſal ihrer leidenden Nachbarinn vernommen und Antheil an dem armen Opfer genommen haben, ſie flüſterten mir zu, elle dort! Ich wollte den Schlaf der Armen nicht ſtören, zog mich daher, die Ankunft der Viſite erwartend, in die Mitte des Saales zurück und ſetzte mich. Mehr denn ſechszig Frauen und Mädchen lagen in weißen Himmelbetten in dieſem Saale, der ſich durch Helle, zweckmäßige Einrichtung und große Sauberkeit vortheilhaft auszeichnete. Wahrhaftig, hier würde ich lieber mich warten, pflegen und heilen laſſen,

als auf meinem einſamen Zimmer unter theilnahmsloſen, habſüchtigen Menſchen, die jeden Dienſt vergütet haben wollen. Welche Wohlthat dieſe Anſtalten, zumal für Paris! Wie ſorgſam ſind die Schweſtern, wie bewandert in der Pflege der Kranken, in den Heilmitteln, in Tröſtung und Linderung geiſtiger und körperlicher Leiden Dieſe Nonnen ſind achtungswerth, wahre Wohlthäterinnen des leidenden Menſchengeſchlechts, ihre Exiſtenz ward daher nie in den vielen Stürmen, die über Frankreich wütheten, angefeindet, ſie beſtehn überall, wo es Hospitäler giebt und ſind unter dem Namen soeurs allgemein bekannt und geachtet. Begegnet Ihr einſt einer Frau in weitem, ſchwarzen Kleide, weißer Haube mit großen Schleifen, einen Roſenkranz um den mit weißem Tuche bedecktem Hals, an dem ein ſilbernes Kreuzchen hängt, ſo nehmt den Huth ab: die Frau iſt eine dienende Schweſter!

Die Annäherung vieler ſchwerfälligen Tritte und disputirender Stimmen ward hörbar, Lisfranc mit ſeinen Anhängern — jeder Pariſer Profeſſor der Medicin und Chirurgie hat deren, und oft recht fanatiſche — trat in den Saal. Nun wurde auch die arme Helena geweckt, den Blicken dieſer neugierigen, gefühlloſen Schaar ausgeſetzt! Das iſt das einzig Unangenehme in einem öffentlichen Hospitale: durch die koſtenfreie Aufnahme, Ver=

pflegung und Heilung ſoll man der Wiſſenſchaft und den Jüngern derſelben nützen. Ich drängte mich an Helenas Bett, deſſen Gardinen weggezogen waren. Dicht umſtanden Studenten und Doctoren das arme Weib, deren Geſchick ſie vernommen. Helena lag mit offenen Augen, aber bewußtlos in brennender Hitze: die Wangen färbte ein hohes, krankhaftes Roth, die Bruſt pochte faſt hörbar, kurze, abgebrochene Athemzüge drängten ſich aus derſelben und glichen, ſo ſchien mir, einem letzten Röcheln. Die Kranke phantaſirte: es war keine Antwort, kein Aufſchluß aus ihr zu bringen. Ich wandte mich ab, nicht länger fähig den Jammer zu tragen. — Lisfranc bewilligte mir mein Geſuch die Verwandte außer der Zeit der Viſiten beſuchen zu dürfen. Jetzt war mein Geſchäft in der Pilié beendet, ich begab mich nach der Conciergerie, aber wieder umſonſt: der Arretirte, erfuhr ich, würde heute verhört und, wenn er unſchuldig, entlaſſen.

In Unruhe brachte ich die Stunden bis zur Dämmerung in meinem Zimmer einſam zu; vielleicht konnte Herrmann, oder eine Botſchaft von der guten Schweſter kommen, die Helena pflegte und welcher ich meine Adreſſe zurückgelaſſen hatte: ich durfte mich daher nicht entfernen. Nach vier Uhr erſchien ein Bube und brachte mir einen mit Bleiſtift in deutſcher Sprache geſchriebenen Zettel,

in welchem ich erſucht ward mich ſogleich in den jardin des plantes nach der Terraſſe, auf welcher das bronzene Dach und an welcher die Ceder vom Libanon, zu verfügen, indem daſelbſt Jemand meiner harre. Ich leiſtete dem Verlangen des Unbekannten augenblickliche Folge, faſt überzeugt, daß Herrmann der Harrende ſei. Er ſaß auf der Bank der Terraſſe: ich erkannte ihn kaum, die Dämmerung gab ſeine Züge verzerrter, die bleiche Farbe bleicher, faſt geiſterhaft. „Du kommſt, redete er mich mit hohler Stimme an, das iſt recht, ich glaubte, Du würdeſt nicht kommen.“ — „Und warum das, lieber Herrmann?“ — „Was macht Helena?“ — „Es geht ihr beſſer.“ — „Sag' mir die Wahrheit, ſie lebt nicht mehr, ſie wird die Schande in ein Hospital geſchleppt worden zu ſein, mich im Gefängniße zu wiſſen, die Schaam über unſern mißlungenen Verſuch, die Schaam von neugierigen Medicinern, frechen Studenten beglotzt, betaſtet zu werden, nicht haben überleben können!“ — „Nicht ſo heftig und ungerecht, Freund, ich verſichere Dich, daß es ihr ſo gut geht, als es in ihrem Zuſtande möglich, daß ſie mit Rückſicht und Schonung behandelt wird. Haſt Du etwas an ſie auszurichten, ich ſehe ſie heute noch?“ — „Kann ich nicht ſelbſt zu ihr?“ — „Schwerlich, es hat mir viele Mühe gemacht; warte bis nächſte Woche, morgen iſt Sonntag und keine Viſite.

Komm jeʒt mit mir, es iſt kalt und Du biſt matt und angegriffen; wir eſſen auf meinem Zimmer.“ — „Ich eſſen, ich in das Haus gehn!“ — „Dann wollen wir uns nach ſieben Uhr bei N. unſerm Bekannten treffen, ich bringe Dir neuere Nachrichten von Helena. Nimm bis dahin für Dein Nachteſſen dieſe wenige Franken.“ — „Die hätteſt Du mir vorgeſtern geben ſollen, daß ich ein größeres Kohlenbecken und mehr Kohlen hätte kaufen können. Jeʒt danke ich; um acht Uhr komme ich zu N., vielleicht auch nicht.“ — Er verſchwand in den Irrwegen der Terraſſe, ich rief ſeinen Namen, keine Antwort. Es war dunkel, ſo unheimlich und öde an dieſem verlaſſenen Orte. Mir ſchauderte faſt: ich dachte an die ſterbende Helena, an den verzweifelnden, im Wahnſinn befangenen Herrmann; das Leben hatte in dieſen Tagen viel von ſeinen Reizen verloren, es war mir ſo trübe, als die erſterbende Natur, der umwölkte Himmel, die kalte, ſchmuʒige Erde.

Nach dem Dîner begab ich mich in die Pitié. Helena lag in denſelben Zuſtande, ſie erkannte mich nicht, die soeur, welche nur ſelten von ihr wich, ſchüttelte bedenklich mit dem Haupte. Meine Gegenwart war von keinem Nuʒen, für Andere nur ſtörend, ich entfernte mich daher bald. Am äußerſten Thore der Pitié vernahm ich einen Wortwechſel, in der Nähe unterſchied ich

Herrmanns Stimme. Der Portier wehrte ihm den Eingang, Herrmann rüttelte mit aller Kraft an dem eiſernen Gitterthore. Als er mich unter dem Scheine der Laterne erkannt hatte, ließ er von ſeinem ohnmächtigen Begehren ab und entfernte ſich; als das Thor für mich geöffnet, war er verſchwunden. Der Portier ſagte mir, daß der Menſch ihm lange zu ſchaffen gemacht und durchaus in das Hospital hätte dringen wollen: er ſei ein étranger und nähme gar keine raison an. Ich begriff den Unglücklichen, er wollte noch einmal das Theuerſte ſehn und dann vielleicht das Verzweifeltetſte unternehmen! — Bei N. wartete ich vergeblich auf Herrmann; ich empfahl ihn, im Falle er ſpäter ſich zu N. wenden ſollte, dieſem dringend und ſuchte mein Sorgenlager auf.

Am andern Morgen brachen nach langem trüben Wetter die erſten Sonnenſtrahlen durch blaues Gewölk und begrüßten den Tag des Herrn und die feſtlich geputzte Menge. Glocken tönten nah und fern und riefen die Gläubigen zu den Tempeln, ſelbſt am Orte des Siechthums und der Schmerzen, in der Pitié, tönte das Glöcklein der Kapelle und ladete Kranke und Geneſene zu dem Gotteshauſe.

Helena wachte, erkannte mich und reichte mir die Hand. Das Fieber hatte nachgelaſſen, aber die Schwäche

der Kranken ſich vermehrt, der Puls war kaum fühlbar, die Augen faſt ſchon gebrochen. Mit mattem Blick ſah mich der Engel an, meine Hand mit der kalten ihrigen faſſend. „Was macht Herrmann?“ lispelte kaum hörbar ihr Mund. Ich ſagte ihr alles Tröſtliche und fügte hinzu, daß er Morgen ſelbſt kommen würde. „Morgen, morgen, ich glaube kaum, grüßen und küſſen Sie ihn noch heute.“ Die Schweſter holte auf das Verlangen der Kranken eine Scheere und ſchnitt derſelben von dem ſchönen, blonden Haar eine Locke ab. „Encore une, ma soeur,“ bedeutete ſie Helena, und reichte mir beide Locken: „eine für Herrmann und eine für Sie.“ Es war das letzte Vermächtniß und die letzte auflodernde Flamme der Hinſterbenden, ſie ſank in die Kiſſen zurück, noch athmend, aber ohne Bewußtſein, ohne Gefühl: eine Heilige, deren Seele gern glücklichern Gefilden zuſchweben möchte, aber die irdiſchen, die ihre Lieben, ihr Theuerſtes bergen, nicht laſſen kann; der letzte Kampf des Körpers und des Geiſtes, ein ſchwerer, heißer Kampf, — der Todeskampf! — — Gegen Abend war ich wieder in der Pitié. Ich ſuchte die Schweſter, von welcher Helena ſo ſchweſterlich gepflegt worden. Helena hatte ausgelitten, nach drei Uhr war ſie verſchieden, verſöhnt mit Gott und den Menſchen. Ihr letzter Athemzug war ihres Geliebten Name geweſen. Ich wollte den Leichnam

nicht ſehn, denn warum das Bild der Todten im Gedächtniße behalten, das der Lebenden, Glücklichen möchte ich bewahren.

Der Portier ſagte mir, daß jener junge Mann von geſtern Abend wieder dageweſen ſei und durch Gewalt habe fortgebracht werden müſſen. Er ſei jedoch von den beiden Municipalgardiſten, die auf ſeinen krankhaften Zuſtand Rückſicht genommen, ſchonend behandelt und gewiß ſchon wieder in Freiheit. Ich ſuchte vergebens den Freund auf benachbarten Poſten, in verſchiedenen Caſernen der Municipalgarde, auf Straßen und Plätzen; ermüdet, geiſtig und körperlich leidend, mußte ich endlich nach meiner Wohnung zurückkehren. Niemand hatte nach mir gefragt. Ein Fieber und gräßliche Träume quälten mich während der Nacht, ich war unfähig andern Tags mein Lager zu verlaſſen. Gegen Mittag erhielt ich durch die Stadtpoſt einen Brief, er war von Herrmann und enhielt folgende Worte: „Helena iſt todt, ich folge ihr bald. Die Briefe an meine und ihre Verwandten vernichte, ich habe ihnen vergeben, wie ich Allen vergebe. Eine Bitte, die letzte, dringendſte: daß Helena's Leichnam nicht nach der Anatomie gebracht wird. Herrrmann."

Du haſt alſo auch geendet, gewaltſam, von übergroßem Unglück und Wahnſinn getrieben! Möge dir der

Schöpfer vergeben, wie du deinen Peinigern und deinem Mißgeſchicke vergeben haſt, mögeſt du jetzt mit der vereinigt ſein, die du über Alles liebteſt. Giebt es eine Zukunft, ſo werdet Ihr Euch finden, giebt es keine, ſo ſeid Ihr wenigſtens Eurer Sorgen und Leiden überhoben, Euch foltert ſelbſt dann nicht die Erinnerung des Erlebten und Erduldeten!

Freunden empfahl ich Herrmanns letzte Bitte, die gewährt ward. Von Herrmann erfuhr ich nichts, Helena ward in der Stille, ohne Gefolge und unbeweint beigeſetzt. Am dritten Tage war es mir möglich das Zimmer zu verlaſſen, ich überzeugte mich, daß Alles in Betreff der Ueberreſte Helena's beſorgt ſei, ließ mir den Todtenſchein ausſtellen und ſuchte ihr Grab auf. Ich konnte es nicht finden, täglich werden auf der Ruheſtätte der Armuth und des Elends ſo Viele beigeſetzt, ohne Namen, ohne Stein, ohne Kreuz, daß der Platz eines Verſtorbenen nur ſchwer wiederzufinden. Den Reichthum auf dem Père la Chaise verewigt Marmor, hier ruhen Alle ungekannt neben, auf und unter einander. —

Umſonſt las ich in öffentlichen Blättern die Rubrik der Unglücksfälle und Selbſtmorde, umſonſt forſchte ich auf mehreren Polizeibüreaux nach Herrmanns Geſchick. Mir bangte vor der Gewißheit und doch wollte und mußte ich ſie erfahren. Es waren ungefähr acht Tage nach

Helena's Tode und Herrmanns Verſchwinden verfloſſen, als mich ein Landsmann beſuchte, der den verſchollenen Freund und unſer Verhältniß gekannt hatte. Er eröffnete mir, daß er den Leichnam des Verlornen auf der Morgue geſehn zu haben glaube, doch ſei ihm die Kleidung, die neben dem entſtellten Körper aufgehängt, nicht bekannt und der Körper ſelbſt faſt unkenntlich, ich möchte daher mit ihm gehn und ſeine Zweifel entkräften oder ſeine Furcht beſtätigen.

Auf den Quais der Cité, zwiſchen den Brücken St. Michel und dem petit pont, iſt ein Gemüſemarkt, le marché neuf. Dieſer Markt iſt weniger bekannt, als ein kleines gelbes Gebäude mit ſchwärzlichem Dach, ohne Fenſter, mit einem Thore verſehn und von oben erleuchtet. Dies Gebäude iſt bekannt und verrufen, dennoch gehn alle Vorübergehende hinein, oft iſt der Andrang gewaltig, gewaltiger, als vor Theatern und öffentlichen Gerichtsſälen. Oft hört der Vorübergehende einen kläglichen Schrei, tiefes, inniges Wehklagen in dieſem Gebäude, oft ſieht er einen einfachen Leichenwagen vor demſelben halten: jedes Kind kennt es, Jedermann fürchtet es, es iſt ein Todtenhaus, die Morgue!

In der Morgue werden alle Leichname ausgeſtellt, die in der Seine, in den Straßen, auf Plätzen und in den nächſten Umgebungen der Stadt gefunden werden,

eine gewiß ſehr löbliche Einrichtung für einen mit Menſchen ſo überfüllten Ort, wie Paris, ein Ort, in dem ſo viel Geſindel lebt, ſo viel Fremde und Unbekannte ſich aufhalten. Jeder unbekannte Leichnam wird von der Polizei hergebracht, Angehörige und Freunde können ihn reclamiren, außerdem wird er, nachdem er längere Zeit ausgeſtellt geweſen, auf Staatskoſten beerdigt. Wird daher in Paris ein Glied der Familie, ein Bekannter, ein Hausbewohner vermißt, ſo eilen die Gattinn, die Kinder, die Freunde, die Bekannten, oder Betheiligten nach der Morgue. Betrübende Erkennungsſcenen haben da oft Statt, am betrübendſten und häufigſten in den Zeiten der Revolutionen und Emeuten.

Die Todten liegen in einem von oben erhellten Gemache auf ſchwarzen Gerüſten, ihre Kleidungsſtücke hängen neben ihnen, denn oft ſind die Körper unkenntlich und nur durch die Kleidung eine Erkennung möglich. Ueber die Leichname, die Gerüſte und durch das Gemach rieſelt ſtets friſches Waſſer, um die Körper zu converſiren und die Ausdünſtungen zu verhindern. Vor dem Local der Todten iſt eine Glaswand, hinter dieſer ein eiſernes Geländer, welches dem Publikum als Schranke dient und den Platz vor der Todtenſchau begränzt. In der Morgue ſelbſt wohnen eine Gerichtsperſon, greffier, und zwei Aufſeher.

Wir ſtanden vor dieſem Gebäude. Durch den weiten, eiligſt zurückgelegten Weg erſchöpft, durch den Gedanken, hier den Freund zu finden, entſetzt, betrat ich ſchweren, gepreßten Herzens, kalten Angſtſchweiß auf der Stirne, die Vorhalle. Drei Leichen lagen hinter der Glaswand auf den ſchwarzen Gerüſten: ein bejahrter Mann, der nach den vielen Wunden zu urtheilen gewaltſamen Todes geſtorben war, ein Knabe, der in der Seine ſein Ende gefunden und ein dritter Leichnam, angeſchwollen, grün und blau, ein Leichnam der vielleicht acht Tage im Waſſer gelegen hatte, ein widriger Anblick. Celui-ci s'est noyé! meinte ein neben mir ſtehender Franzoſe. Ich mußte mich an das eiſerne Geländer halten, um nicht umzuſinken, ich hatte über dem Leichnam Herrmanns Kleidung und jetzt auch bei näherm Anſchaun in den entſtellten, gräßlichen Zügen des Todten die geliebten, ſanften des unglücklichen Freundes erkannt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

MAR 3 1916

[illegible]